

Perry Rhodan-Autor

K.H. SCHEER

**UTOPIA
BESTSELLER**

Stern der Rätsel



Welt und Kosmos von morgen – Romane von einem Spitzenautor der Science Fiction.

Karl-Herbert Scheer ist einer der erfolgreichsten deutschen SF-Autoren. Die utopischen Romane aus seiner Serie ZBV und seine Romane in der großen PERRY RHODAN-Serie haben ihn bei Millionen Lesern bekannt gemacht.

In der Taschenbuchreihe

UTOPIA BESTSELLER

erscheinen auf Wunsch vieler Leser besonders erfolgreiche Romane in einer vom Autor bearbeiteten Neufassung.

Utopia-Bestseller Nr. 24

Stern der Rätsel

Es geschieht auf Luna, dem Erdenmond, daß Menschen erstmals Außerirdischen begegnen.

Das Auftauchen unbekannter Flugkörper und die damit verbundenen Ereignisse lösen in aller Welt Furcht und Schrecken aus. Erdenbewohner erkennen ihre Machtlosigkeit, als sie mit den Fremden aus dem All Kontakt aufnehmen.

Irrtümer auf beiden Seiten, entstanden aus Vorurteilen und Fehlbeurteilungen der Situation, führen zum Konflikt. Menschen und Fremde müssen jedoch zueinanderfinden, um die endgültige Katastrophe abzuwenden.

K.H. SCHEER

**UTOPIA
BESTSELLER**

- 01 Octavian III
- 02 Revolte der Toten
- 03 Der Verbannte von Asyth
- 04 Galaxis ohne Menschheit
- 05 Korps der Verzweifelten
- 06 Pronto 1318
- 07 Rak 1212 überfällig
- 08 Vergessen
- 09 Amok
- 10 Sie kamen von der Erde
- 11 Expedition
- 12 Antares II
- 13 Der Mann von Oros
- 14 Die Fremden
- 15 Der unendliche Raum
- 16 Die Grossen in der Tiefe
- 17 Über uns das Nichts
- 18 Die lange Reise
- 19 Verweht im Weltraum
- 20 Stern der Gewalt
- 21 Verdammt für alle Zeiten
- 22 Und sie lernen es nie
- 23 Nichts ausser uns

- 24 Stern der Rätsel**
- 25 Brennpunkt Venus
- 26 Welt ohne Ende
- 27 Flucht in den Raum
- 28 Vorposten Jupitermond
- 29 Grenzen der Macht
- 30 Die Männer der Pyrrhus
- 31 Der rätselhafte Planet
- 32 Die Macht der Ahnen
- 33 Ruf der Erde
- 34 Die Kosmische Fackel
- 35 Unternehmen Diskus
- 36 Der Gelbe Block
- 37 Hölle auf Erden
- 38 Das grosse Projekt
- 39 Weltraumstation I
- 40 Sprung ins All
- 41 Kampf um den Mond
- 42 Piraten zwischen Mars
und Erde
- 43 Und die Sterne bersten
- 44 Stern A funkt Hilfe

 **TASCHENBUCH**

K. H. SCHEER

Stern der Rätsel

Utopia-Bestseller Nr. 24

UTOPIA-BESTSELLER-Taschenbuch
im Erich Pabel Verlag KG, Pabelhaus, 7550 Rastatt
Copyright © 1978 by Erich Pabel Verlag KG., Rastatt
Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
Januar 1978

1.

Dr. Thomas Manfield preßte die Lippen aufeinander und sah starr durch die blaugefärbten Kunststoffscheiben des Spezialfahrzeugs nach vorn. Blitzschnell griff er an das Armaturenbrett und drückte einen kleinen, rotmarkierten Schalter in Nullstellung.

Das Summen des Gasturbinenmotors im Heck des kastenförmigen Wagens verstummte. Die breiten Raupenketten bewegten sich langsamer über die Geröllebene.

Nach einigen Augenblicken blieb das Fahrzeug inmitten der toten, von grellem Sonnenlicht beschienenen Landschaft stehen.

»Da sind sie wieder«, flüsterte Dr. Manfield.

Bewegungslos blickte der vierzigjährige Mann durch die Dachverglasung des Raupenwagens nach oben, hinauf in den schwarzen, wolkenlosen Himmel, in dem unzählige Sterne strahlten.

In östlicher Richtung hing inmitten der Finsternis des Mondhimmels ein riesiger, grell leuchtender Ball, dessen Strahlen, von keiner Atmosphäre gemildert, auf die zerrissene Mondlandschaft trafen. Direkt neben der gleißenden Sonne begann übergangslos wieder die Schwärze des Weltraums.

Die Männer auf dem Erdtrabanten hatten sich an diese krassen Gegensätze gewöhnen müssen. Obgleich jeder von ihnen schon lange vor seiner Ankunft auf dem Mond gewußt hatte, was ihn dort erwartete, waren sie trotzdem überrascht und tief beeindruckt gewesen.

Infolge der fehlenden Atmosphäre fanden die Männer der Mondbesatzung Verhältnisse vor, die sich völlig von denen auf der knapp vierhunderttausend Kilometer entfernten Erde unterschieden.

Der Mond erwies sich als ein toter, unfreundlicher Himmelskörper ohne Luft und Wasser. Vierzehn Tage lang wurde die eine Kugelhälfte von der Sonne beschienen. Während dieser Zeit waren die Gebiete der Tageshalbkugel den unbarmherzigen Strahlungen der Sonne ausgesetzt.

Die Mondnacht dauerte ebenfalls vierzehn Tage irdischer Zeitrechnung. Nachdem das Muttergestirn hinter dem Horizont verschwunden war, kühlten sich die erhitzten Gesteinsmassen rasch

ab und gaben ihre Wärme in den Raum ab.

Fast übergangslos wurde die Hitze von eisiger Kälte und Finsternis abgelöst, die nur durch das schwache Licht der Sterne etwas erhellt wurde.

Das seltsame Kastenfahrzeug, in dem sich neben Dr. Thomas Manfield noch zwei Männer befanden, stand augenblicklich auf der Rückseite des Mondes. Erst in vierzehn Tagen würde die Sonne wieder im Westen untergehen und die vierzehntägige Mondnacht über diese Kugelhälfte hereinbrechen.

Keiner der drei Männer in dem flachen Raupenkettswagen sprach ein Wort. Regungslos blickten sie durch die starken Kunststoffscheiben, die in dem Leichtstahldach eingelassen waren. Infolge ihrer dunkelblauen Färbung schützten sie die Insassen vor den ultravioletten Sonnenstrahlen.

Dr. Manfield war Geologe und mit seinen beiden Assistenten im Mondwerk Luna II stationiert, das sich auf der Rückseite, nahe dem Äquator befand.

Mondwerk Luna I war auf der Vorderseite erbaut worden. Zu jeder der beiden Großstationen gehörte ein leistungsstarkes Sonnenkraftwerk.

Die Kapazität jedes Kraftwerks reichte aus, um die beiden Großstationen einschließlich der Nebenanlagen mit Energie zu versorgen.

Das war erforderlich, weil während der vierzehntägigen Mondnacht immer eines der Kraftwerke ausfiel. Energie bedeutete aber Leben, wenigstens auf dem Mond! Ohne Elektrizität gab es während der langen Nächte keine Wärme, ohne Strom arbeiteten weder die Klimaanlage noch die Luftreinigungsgeräte. Keine Leuchtstoffröhre hätte die weiten Räume und Unterkünfte erhellt.

Auch die Maschinen in den zahlreichen Uranschächten hätten stillstehen müssen.

Was aber noch wichtiger war, war die Tatsache, daß man ohne Energie keinen Sauerstoff auf dem Weg der Elektrolyse aus den Wasservorkommen im Mondinnern hätte erzeugen können. Die Herbeischaffung des lebensnotwendigen Sauerstoffs mit

Raumschiffen von der Erde war jedoch zu zeitraubend und kostspielig.

Vor zehn Stunden war Dr. Thomas Manfield zusammen mit seinen beiden Mitarbeitern losgefahren, um die neuentdeckten Uranfundorte in der Nähe eines erloschenen Riesenvulkans östlich von Luna II genauer zu untersuchen.

Der ehemalige Vulkan, die Wasser- und Luftreste tief im Mondinnern, bewiesen, daß der Erdtrabant nicht immer ein toter Himmelskörper gewesen war.

Vielleicht hatte er vor vielen Jahrmillionen wirklich eine Lufthülle besessen, die er infolge seiner geringen Masse allmählich verloren hatte. Jedenfalls waren einige Bergkegel auf der Rückseite einwandfrei als erloschene Vulkane identifiziert worden. Von den Ringwällen auf der Vorderseite, die man viele Jahre lang als Krater eingestuft hatte, konnte man das dagegen nicht behaupten.

Diese Streitfrage war durch die Mondexperten endgültig gelöst worden. Es stand inzwischen fest, daß die Ringwälle Kopernikus, Tycho, Plato, Clavius, Maginus und wie sie alle hießen, durch die Einschläge großer, kosmischer Körper entstanden waren.

Die drei Männer in dem silberglänzenden Raupenwagen hatten noch immer kein Wort miteinander gewechselt. Mit angehaltenem Atem starrten sie unablässig in den Himmel.

»Das ist einfach nicht zum Aushalten«, flüsterte der junge Mann mit dem blassen Gesicht und den schütterten Haaren. Seine Stimme bebte vor innerer Anspannung.

Ängstlich sah er zu Dr. Manfield hinüber, der seit einigen Augenblicken mit einem Fernglas den Himmel absuchte.

»Meinen Sie, Doktor, sie kämen wieder?« fragte er nervös und rückte etwas näher an seinen robusten, breitschultrigen Kollegen heran, der neben ihm im Fond des Fahrzeugs saß.

Direkt hinter ihnen begann der kleine Laderaum, unter dem die moderne Gasturbine eingebaut war, die mit einem Kraftstoff angetrieben wurde, in dem der zur Verbrennung erforderliche Sauerstoff bereits vorhanden war.

Es handelte sich um den gleichen Treibstoff, der seit Jahren auch

für die Raketenschiffe benutzt wurde.

Verstört schaute Jeffry Mountley den nach den USA ausgewanderten Deutschen an.

Hein Kuhler schüttelte jedoch nur verweisend den Kopf und sah den Kollegen vorwurfsvoll an.

Diese Reaktion trug nicht zu Mountleys Beruhigung bei. Seine schlanken Hände zitterten, als er sich anschließend an Manfield wandte.

»Vielleicht sollten wir vorsichtshalber so schnell wie möglich losfahren, Doktor. Ich mißtraue der Sache. Verschwand vorige Woche nicht ein Raupenwagen unter geheimnisvollen Umständen? Wir wissen bis jetzt noch nicht, wo er und die vierköpfige Besatzung geblieben sind. Ich meine, ich denke, es ist möglich – aber ...«

Er begann zu stottern und senkte verlegen den Blick, als ihn Dr. Manfield voll ansah.

Ernst entgegnete der Geologe:

»Sie gehören also auch zu jenen, die den Unsinn glauben, nicht wahr? Eigentlich sollten Sie doch genau wissen, Mountley, daß die Gerüchte keinesfalls zutreffen. Wir werden den verschollenen Wagen bestimmt finden, verlassen Sie sich darauf. Es wird sich alles absolut logisch erklären lassen. Sie haben kürzlich gesehen, wie leicht man hier in der zerklüfteten Landschaft mit ihren plötzlich auftauchenden Felsspalten und Schluchten verunglücken kann. Ich bin davon überzeugt, daß Ingenieur Lousy mit seinem Wagen in einen solchen Bodenspalt abstürzte.«

»Dann hätte er aber doch um Hilfe rufen können, Doktor«, entgegnete Mountley hartnäckig. »Jeder Wagen ist mit einer Funksprech- und Fernbildanlage ausgestattet.«

»Erst überlegen, dann reden, Mountley«, warf Manfield in strengem Tonfall ein. »Das ist keine Begründung für Ihre Behauptungen. Wie leicht kann die Funksprechanlage des Wagens beim Absturz beschädigt worden sein. Ich bin sicher, daß wir auf Ingenieur Lousy und seine Leute stoßen werden. Man schickte bei unserer Abfahrt mehr als zehn Wagen zur Suche aus; außerdem ist sogar eine Staffel des Mondüberwachungsdienstes Lousys wegen

gestartet. Ich verbiete Ihnen ein für allemal, diesen Ideen noch länger nachzuhängen.«

Der getadelte Assistent verkrampfte die Hände ineinander und schwieg.

Sein Kollege sah ihn nachdenklich von der Seite an und blickte dann zu Manfield hinüber, der wieder den Himmel absuchte.

Hein Kuhler machte sich seine Gedanken über die Worte des Geologen. Glaubte Manfield wirklich an das, was er sagte? War *er* tatsächlich von einem normalen Unfall überzeugt? Oder fragte er sich in seinem tiefsten Innern nicht ebenfalls, ob Lousys Wagen nicht auf eine andere Weise verunglückt war?

Kuhler glaubte nicht recht an Manfields Erklärungen. Er fühlte, daß sich der Geologe auch Gedanken machte und nur pflichtgemäß schärfstens gegen derartige Gerüchte protestierte.

Kuhler wußte, daß der Chef der beiden Mondstationen dahingehende Anweisungen an alle Personen in leitenden Positionen erlassen hatte. Die Männer auf Luna durften nicht beunruhigt werden. Eine Panikstimmung mußte unter allen Umständen verhindert werden.

Dennoch war es unter den Besatzungen der beiden Großstationen bekannt geworden, daß die geheimnisvollen Flugobjekte, die seit etwa vier Monaten in ständig wachsender Anzahl dicht über den Landschaften des Mondes erschienen, bereits vier Raketenjäger des Überwachungsdienstes abgeschossen hatten, als deren Piloten versuchten, diese Flugkörper anzugreifen.

Die Mond-Besatzungen erinnerten sich auf Grund dieser Vorfälle an jene »Fliegenden Untertassen«, die vor etwa vierzig Jahren über vielen Gebieten der Erde gesehen worden sein sollten.

Die sogenannten »Fliegenden Untertassen« waren dann fast dreieinhalb Jahrzehnte lang nicht mehr gesichtet worden, doch vor etwa vier Monaten hatte man erneut Einflüge festgestellt.

Auch auf der Erde waren sie schon mehrmals ausgemacht worden. Die Weltpresse beschäftigte sich seit drei Monaten eingehend mit ihnen.

Über dem Mond tauchten sie in noch viel größerer Anzahl auf. Es

war daher nicht verwunderlich, daß die Männer der Stützpunkte allmählich nervös wurden.

Allerdings traf die Bezeichnung »Untertassen« nicht mehr auf diese rätselhaften, fliegenden Gebilde zu. Es handelte sich um granatförmige Konstruktionen mit stumpfem Bug und sich verjüngendem Heck, oder sie besaßen Kugelform.

Kein Mensch konnte sich erklären, woher diese Raumflugkörper kamen. Es stand lediglich fest, daß sie nicht irdischen Ursprungs waren.

Presse und Television versorgten ihr Publikum mit zahlreichen Informationen, Vermutungen und Kommentaren. Man prophezeite Besucher von anderen Planeten. Der Mars rückte wieder in den Brennpunkt des allgemeinen Weltinteresses.

Wo sollten die fremden Flugkörper denn ihre Basen haben, wenn nicht auf dem Mars. Der Rote Planet war im Sonnensystem der einzige Himmelskörper, der in etwa erdähnliche Verhältnisse aufwies.

Presse, Funk und Fernsehen hatten es auf Grund der vielfältigen Berichterstattungen im Verlauf einiger Wochen erreicht, daß immer mehr Menschen fest an einen Besuch der »Marsmenschen« glaubten. Man hatte auch bedeutende Wissenschaftler befragt, und sie mußten zugeben, daß unter gewissen Voraussetzungen sich auf dem Mars intelligente und technisch hochstehende Lebewesen entwickelt haben könnten.

Diese mit äußerster Zurückhaltung abgegebenen Erklärungen erhielten mit der Zeit andere Interpretationen und wurden schließlich als »bewiesene« Tatsachen dargestellt. In diesem Stadium nutzten auch keine Dementis mehr. Die Allgemeinheit hatte sich ihre Meinung gebildet, und sie war nicht so leicht umzuwerfen.

An diese und viele andere Gegebenheiten dachte Jeffry Mountley.

Dr. Manfield suchte noch etwa zehn Minuten lang den Mondhimmel ab, ehe er das Glas senkte und es neben sich auf die Polster der vorderen Sitzbank legte.

Schweigend wandte er sich den Armaturen zu. Nachdem er den Anlasserknopf betätigt hatte, begann die Gasturbine im Heck des

Wagens zu summen.

»Ich denke, wir fahren schnellstens zur Station zurück«, meinte er ruhig und drehte den Kopf zur Seite. »Unsere Aufgabe haben wir erledigt. Vielleicht täuschten wir uns vorhin. Es ist ohne weiteres möglich, daß uns die grelle Sonne mit einer Reflexerscheinung narrete.«

Mountley blickte auf und bedachte Manfield mit einem ironischen Blick. Als er etwas erwidern wollte, stieß ihn Kuhler mit dem Ellenbogen an. Daraufhin behielt der junge Mann seine Gedanken für sich.

Jetzt sollten die geheimnisvollen Schiffe schon »Reflexerscheinungen« sein! Verständnislos schüttelte er den Kopf.

Dr. Manfield schaltete den kleinen Hebel an der Steuersäule auf Vorwärtsfahrt und drückte mit dem Fuß leicht auf das Gaspedal.

Das vollautomatische Flüssigkeitsgetriebe ließ den Wagen vollkommen ruckfrei anfahren. Langsam begannen sich die beiden breiten Raupenketten zu drehen. Unmittelbar danach überquerte das Kastenfahrzeug schnell die Geröllebene.

Die Federung des Wagens war ausgezeichnet. Auch in der Hinsicht hatte man in den vergangenen Jahrzehnten neue Wege beschritten. Die Karosserie war mit dem Fahrgestell nur an vier Punkten verbunden. Sie ruhte auf breiten und flachen, teleskopähnlichen Dämpfern. Die Insassen hatten das Gefühl, als würde die Karosserie auf dem Fahrgestell schweben, so erschütterungsfrei wurden die Stöße abgefangen.

Die Wagen waren speziell für den Mond konstruiert und gebaut worden. Sie waren druckfest von der Außenwelt abgeschlossen und besaßen Klima- und Luftreinigungsanlagen. Außerdem gehörten moderne Sicht-Sprechgeräte zu ihren Ausrüstungsgegenständen. Die breiten Raupenketten gewährleisteten ein zügiges Tempo auf der zerklüfteten Mondoberfläche. Sogar steile, geröllbedeckte Abhänge, Ringwälle und Schluchten konnten mühelos bewältigt werden.

Der Wagen glitt über die Ebene. Entspannt saß Dr. Manfield hinter dem Steuer und wich geschickt größeren Felstrümmern aus. Immer suchte er nach dem besten Weg.

Die Geschwindigkeit betrug fünfzig Meilen. Schnell kamen die steil aus der Ebene aufragenden Höhenzüge am südlichen Horizont näher. Die geringe Schwerkraft des Mondes ermöglichte das rasche Vorankommen.

Obleich der Wagen zusammen mit den Gesteinsproben im Laderaum mehr als vier Tonnen wog, schien er beinahe über dem Boden zu schweben. Die Insassen spürten nicht, daß die Raupenketten oftmals meterweite Bodenrisse und plötzlich auftauchende Hindernisse überwandten.

Die Höhenzüge schienen doch noch weiter entfernt zu sein, als es zuerst den Anschein gehabt hatte. Durch die fehlende Atmosphäre mit ihren wechselnden Lufterscheinungen hatte man auf dem Mond eine ausgezeichnete Fernsicht. Infolgedessen unterlief selbst erfahrenen »Mondmännern« oftmals der Irrtum, die tatsächlichen Entfernungen erheblich zu unterschätzen.

Deshalb erkundigte sich Manfield vorsichtshalber:

»Wieviel Meilen werden wir noch zu fahren haben, Kuhler?«

Sein Assistent bewegte unschlüssig den Kopf und meinte nach kurzem Überlegen:

»Schwer zu sagen, Doktor. Mondwerk Luna II liegt am Fuß der Von-Braun-Berge. Ich denke, es sind bis dahin noch ungefähr zwanzig Meilen, knapp gerechnet. Wollen Sie nicht anrufen?«

Dr. Manfield machte eine abwehrende Handbewegung. Als er gerade etwas sagen wollte, schrie Jeffry Mountley gellend auf.

»Da – da sind sie wieder – direkt hinter uns! Sehen Sie doch – dort oben! Sie sind wieder da!«

Sein Gesicht war leichenblaß. Er rüttelte heftig an Manfields Schultern und schrie ihm mit sich überschlagender Stimme zu:

»Fahren Sie doch! Fahren Sie schneller, sie sind hinter uns her. Sie wollen uns vernichten. Ich weiß es! Auch Lousys Wagen wurde von ihnen zerstört. Sie kommen vom Mars! Fahren Sie schneller – schneller!«

Manfield befreite sich mit einem Ruck aus Mountleys Umklammerung, um nicht die Gewalt über das Steuer zu verlieren. Gleichzeitig schaute er zurück.

Etwa einen Kilometer hinter ihnen schoß ein kugelförmiger, gelbglänzender Körper über die Mondlandschaft hinweg. Er konnte höchstens dreihundert Meter hoch sein. Es war klar erkennbar, daß er ihrem Wagen folgte.

»Hilfe – fahren Sie! Sie holen uns!« schrie Mountley außer sich und sank nach diesem Ausbruch erschöpft in die Polster zurück.

»Kuhler, sorgen Sie dafür, daß mich Mountley nicht noch einmal derart belästigt«, forderte der Geologe. »Was ist mit dem Flugkörper? Ich kann ihn nicht beobachten, da ich auf die Fahrtrichtung achten muß.«

Hein Kuhler warf seinem Kollegen einen warnenden Blick zu und wandte sich um, um nach dem seltsamen Gebilde zu sehen.

Dr. Manfield saß unterdessen weit vorgebeugt und konzentriert hinter dem Steuer. Mit hoher Geschwindigkeit fuhr er über die Geröllebene.

Trotz der ausgezeichneten Federung begann der Wagen nun zu schlingern, doch unbeirrt raste Manfield weiter auf sein Ziel zu.

Noch etwa zwei Kilometer entfernt erhob sich mitten in der Ebene ein kleiner Höhenzug, in dem es zahlreiche große Höhlen gab.

In einen solchen Hohlraum wollte der Geologe seinen Wagen bringen, da er dort zweifellos besser geschützt war als auf dem offenen Gelände vor den »Von-Braun-Bergen«.

»Was ist, Kuhler?« rief er laut durch das Heulen der Gasturbine.

Kuhler wandte sich um und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Krampfhaft hielt er sich an den Haltegriffen fest.

»Sie sind wirklich hinter uns, Doktor!« stieß er keuchend hervor. »Es ist die Kugel von vorhin. Sie besitzt einen Durchmesser von etwa zwanzig Meter.«

»Holen sie auf? Verfolgen sie uns direkt?«

Kuhler warf erneut einen Blick zurück und rief dann aus:

»Beeilen Sie sich, Doktor! Sie verfolgen uns bestimmt! Sind schon viel näher herangekommen. Ich schätze, die Entfernung beträgt nur noch vierhundert Meter. Höhe etwa fünfzig Meter.«

»Dann sind sie viel tiefer als zuvor. Wahrscheinlich wollen sie uns

aus nächster Nähe begutachten«, meinte Dr. Manfield.

Er drückte das Gaspedal noch tiefer durch. Mit atemberaubender Schnelligkeit jagte der Wagen über die Ebene.

»Doktor, sie sind gleich über uns!« schrie Kuhler mit fast versagender Stimme und starrte wie gebannt durch die Dachverglasung nach oben.

Dr. Manfield forderte im gleichen Augenblick:

»Achtung, festhalten!«

Schlingend raste der Wagen einen steilen Abhang hinauf.

Vor den Frontscheiben tauchte plötzlich eine schwarze Felswand auf. Unter ungeheurer Nervenanspannung hielt Manfield darauf zu. Wie gebannt waren seine Blicke auf die Höhlenöffnung gerichtet.

Hein Kuhler schrie gellend auf, als der Geologe mit letzter Kraft das Steuer herumriß und dabei gleichzeitig mit beiden Füßen auf die hydraulischen Bremsen trat, die auf beide Raupenketten wirkten.

Durch das voranschießende Fahrzeug ging ein heftiger Ruck. Kuhler und Mountley wurden nach vorn geschleudert und prallten gegen die Lehne der vorderen Sitzbank. Kuhler sah die Felswand wie einen Schatten an der linken Wagenseite vorbeihuschen. Ein Dröhnen klang auf. Endlich stand der Wagen still.

Plötzlich umgab die drei Männer Finsternis. Sie waren mehr als zwanzig Meter in die Höhle eingedrungen. Wäre der Felsraum nicht so tief gewesen, wären sie rettungslos an den Steinwänden zerschellt.

Hein Kuhler überlief ein Frösteln, als er daran dachte. Stöhnend richtete er sich auf und tastete seine Gliedmaßen ab.

Sein erster Blick galt Dr. Manfield, der erschöpft hinter dem Steuer saß und ihn verzerrt anlächelte. Er blutete aus einer Stirnwunde, die er sich bei dem heftigen Bremsvorgang zugezogen hatte.

»Ist der Wagen noch dicht, Kuhler?« keuchte der Geologe und betätigte den Lichtschalter am Armaturenbrett.

Gleißende Helle durchflutete das Wageninnere. Die Männer betrachteten prüfend die linke Wagenseite, die stark demoliert war, da sie an der Felswand vorbeigestreift war.

Dr. Manfield atmete tief durch und preßte sein Taschentuch gegen die Platzwunde.

»Das war eine Höllenfahrt, Kuhler«, sagte er leise. »Hätte der Wagen auch nur einen Riß davongetragen, wäre unsere Innenatmosphäre explosionsartig in den leeren Raum entwichen, bei einer Dekompression wäre unser Schicksal besiegelt gewesen. Einzelheiten eines solchen Todes brauche ich wohl nicht zu verdeutlichen.«

Kuhler lachte gekünstelt auf und griff mit bebenden Händen nach den Zigaretten.

»Das ist eben der Mond und der leere Raum, Doktor. Überall lauern Gefahren, und der explosive Druckverlust bedeutet zweifellos den Tod. Ich war einmal Zeuge eines solchen Vorfalles. Es war grauenhaft. Von zweiundzwanzig Männern überlebte nur jener, der sich noch rechtzeitig genug durch den Helm schützen konnte.«

»Wir verhalten uns auch viel zu leichtsinnig«, meinte Manfield plötzlich verstört und lauschte mit angehaltenem Atem. »Wir reden hier, als wäre gar nichts geschehen. Haben Sie unsere Verfolger vergessen, meine Herren?«

Kuhler murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin und griff in ein Fach, dem er zwei schwere, kurzläufige Maschinenpistolen mit oben aufgesetzten Rundmagazinen entnahm.

Wortlos reichte er dem Geologen eine der Waffen.

»Okay, Doktor, lassen wir sie kommen! Jedes Magazin enthält zweihundert Patronen mit den neuen atomaren Ladungen.«

Dr. Manfield legte bereits einen Schutzanzug an. Mit zitternden Fingern ließ er die Verschlüsse einrasten.

Nun war sein Körper in starre Formstücke aus einem neuartigen, höchst widerstandsfähigen Kunststoff eingehüllt. Nur die Arm- und Beingelenke wurden von gerippten, schlauchartigen Stücken umgeben. Die Hände steckten in luft- und druckdichten Gelenkhandschuhen. Früher hatte man noch mit Greifzangen gearbeitet.

Schnell stülpte Kuhler seinem Chef den glockenförmigen Helm mit der großen Sichtscheibe über den Kopf und stellte die Sauerstoffanschlüsse her.

Auf den Rückenteilen der druckfesten Raumanzüge waren zwei Sauerstoffflaschen und je ein kleines Funksprechgerät angebracht.

Mit einigen Griffen aktivierte Manfield die Klimaanlage seines Raumpanzers, die insbesondere die Feuchtigkeit zu entfernen hatte.

Gleichmäßig begann der Sauerstoff in den Helm und den Panzer einzuströmen. An einem kleinen Manometer innen im Helm konnte Manfield ablesen, daß der erforderliche Luftdruck von einer Atmosphäre im ganzen Anzug herrschte.

Mit einem Knopfdruck schaltete er die Sprechfunkanlage ein, die mit ultrakurzen Wellen arbeitete.

Hastig sprach er in das direkt vor seinem Mund im Helm installierte Mikrophon:

»Los, Kuhler, wir haben viel Zeit verloren. Sehen wir nach, wo unsere Freunde geblieben sind. Arbeitet Ihr Sprechgerät?«

»Alles klar, Doktor«, erklang Kuhlers Stimme aus dem ovalen Lautsprecher in Manfields Helm. »Klimaanlage funktioniert einwandfrei, Luftdruck normal, Anzug ist dicht. Gehen wir! Achten Sie aber auf Ihre Maschinenpistole, Doktor. Halten Sie sie schußbereit.«

»Seien Sie nur vorsichtig, damit Ihnen nichts zustößt«, fiel Jeffry Mountley mit weinerlichem Tonfall ein. »Es wäre furchtbar, wenn Sie nicht zurückkämen und ich allein in diesem Loch bleiben müßte.«

»Ach!« sagte Manfield spöttisch. Dumpf klangen seine Worte unter dem Helm hervor. »Was mit uns geschieht, ist Ihnen wohl gleichgültig, wie? Ihr Mut ist bewundernswert, Mountley! Mein Assistent sind Sie die längste Zeit gewesen, merken Sie sich das.«

Der junge Mann senkte betroffen den Kopf und verfolgte aus den Augenwinkeln, wie die beiden Gefährten nacheinander die Luftschleuse des Wagens betraten.

Hallend fiel die Tür hinter ihnen zu. Eine Pumpe saugte die Luft aus dem Schleusenraum in den Wagen ab.

Erst als der kleine Raum, der ihnen kaum Platz bot, luftleer war, öffnete Hein Kuhler die äußere Tür.

Die geringe Schwerkraft des Mondes machte sich jetzt angenehm bemerkbar. Auf der Erde wären die beiden Männer sechsmal schwerer gewesen. Hier wogen sie mitsamt ihren schweren

Raumanzügen nur fünfzig bis sechzig Pfund.

Leichtfüßig sprangen sie von dem Wagen herab und gingen vorsichtig die schlauchartige, aber breite Höhle hinunter.

Weit vorn erblickten sie grelles Sonnenlicht.

Kuhlers Rechte griff an den Brustteil des Panzeranzugs und tastete mit den Fingern nach dem Schaltknopf der elektrischen Lampe, die von einer Batterie im Innern der Schutzkleidung gespeist wurde.

Dr. Manfield bemerkte das Vorhaben noch rechtzeitig und forderte sofort scharf:

»Nicht, Kuhler! Unterlassen Sie das! Kein Licht machen. Es könnte uns verraten.«

Er sah nicht, daß der Deutsche unter seinem Helm bestätigend nickte. Langsam folgte er dem Chef, der sich an der linken Felswand des Stollens vorantastete und der Öffnung zustrebte.

Vergeblich versuchten sie, mit den Blicken die Dunkelheit zu durchdringen, zumal die Sichtscheiben der Helme noch getönt waren, was im grellen Sonnenlicht infolge der überstarken ultraviolett Strahlungen unbedingt erforderlich war.

»Die Burschen soll der Teufel persönlich holen!« murmelte Hein Kuhler wütend in sein Sprechgerät. »Doktor, glauben Sie, daß die Fremden überhaupt noch da sind? Wenn es der Fall wäre, müßten sie doch längst nach uns gesucht haben.«

»Dazu kann ich nichts sagen«, entgegnete Manfield. »Vielleicht nehmen sie an, der Stollen führte zu einer unserer Stationen. Der Eindruck konnte zweifellos entstehen, da wir mit hoher Geschwindigkeit hier hineinfuhren. Das läßt für sie den Schluß zu, daß wir über gute Ortskenntnisse verfügen müssen.«

»Ihre Theorie könnte zutreffen«, gab Kuhler zu. »Wenn Sie die Höhle nicht von früheren Besuchen so gut gekannt hätten, wären wir auch wohl nicht mit einem solchen Tempo hineingerast. Hoffentlich sind die Burschen mit ihrem seltsamen Kugelschiff inzwischen verschwunden. Ich verlor fast meine Selbstbeherrschung, als es uns so mühelos und rasch verfolgte, zumal ich keine Spur von Düsen und Raketenmotoren erkennen konnte. Nicht einmal ein Gasstrahl war auszumachen. Ich gäbe etwas darum, wenn ich wüßte, von welchen

Kräften das große Kugelschiff angetrieben wurde.«

»Ich gäbe noch viel mehr darum, wenn ich wüßte, welche Intelligenzen das Fahrzeug erbaut haben«, antwortete Dr. Manfield bitter auflachend.

»Es steht doch wohl fest, daß jenes Schiff von denkenden Wesen erschaffen worden sein muß.«

»Meinen Sie, Doktor, die Unbekannten kämen wirklich vom Mars, wie es allgemein verbreitet wird?«

»Unsinn«, erwiderte Manfield unwirsch und ging vorsichtig einem großen, in der Dunkelheit kaum zu unterscheidenden Felsbrocken aus dem Wege.

»Vorsicht, Kuhler, da liegt etwas«, machte er seinen Assistenten auf das Hindernis aufmerksam. »Kein Mensch kann mit Bestimmtheit sagen, ob die geheimnisvollen Flugobjekte auf dem Mars oder auf einem anderen Planeten erbaut wurden. Vielleicht stammen sie gar nicht aus unserem Sonnensystem! Einwandfrei steht nur fest, daß die Fahrzeuge nicht auf der Erde hergestellt wurden, denn über solche Antriebsmaschinen, wie sie in den seltsamen Raumschiffen vorhanden sein müssen, verfügt bei uns niemand.«

»Vielleicht ist den Wissenschaftlern der Afrikanisch-Vorderasiatischen Union eine epochemachende Entdeckung gelungen, Doktor.«

»Unmöglich, Kuhler! Das hätten unsere Leute vom amerikanischen und europäischen Geheimdienst längst herausgefunden. Solche Entdeckungen lassen sich nicht verheimlichen, zumindest hätten unsere Agenten in Afrika die Probeflüge bemerken müssen, die bei derartig neuen und ungewöhnlichen Triebwerken unbedingt erforderlich sind. Nein, Kuhler, Sie können mir glauben! Diese Raumschiffe wurden nicht auf der Erde entwickelt. Die Intelligenzen, von denen sie erzeugt wurden, müssen unserer irdischen Technik weit voraus sein.«

Hein Kuhler schwieg und schritt vorsichtig hinter dem Geologen her. In den Händen hielt er die Maschinenpistole, die mit den erst seit drei Jahren bekannten Kleinst-Atomgeschossen geladen war. Den Kernphysikern war es nach zahlreichen Versuchen gelungen, ein Neun-Millimeter-Geschoß in eine Miniaturbombe zu verwandeln.

Nur noch zwei Meter befanden sie sich von der breiten, aber flachen Stollenöffnung entfernt, als Dr. Manfield abrupt stehenblieb und hinter einem aus der Felswand hervorspringenden Gesteinszacken ins Freie spähte.

Geblendet schloß er für einige Sekunden die Augen. Der krasse Übergang von absoluter Dunkelheit zum grellen Sonnenlicht war unerträglich.

»Sehen Sie etwas, Doktor?« flüsterte Kuhler in sein Mikrophon.

Manfield schwieg und schob sich noch einen halben Meter nach vorn.

Nun konnte er um den Felsvorsprung sehen und die tief erliegende Geröllebene überblicken.

Auf dem Boden war nichts auszumachen. Rasch beugte sich Manfield trotz des hinderlichen Raumpanzers etwas nach hinten zurück und schaute hinauf in den Himmel.

Wie von einer Viper gebissen, fuhr er zurück. Bei dem hastigen Sprung riß er seinen Begleiter mit, und beide stürzten zu Boden.

Manfield fluchte und erhob sich. Während er fieberhaft nach seiner Maschinenpistole tastete, sagte er:

»Es ist kaum zu glauben, Kuhler, aber das Kugelschiff ist noch da! Es steht – in etwa vierzig Meter Höhe – hundert Meter vor der Höhlenöffnung.«

Entsetzt starrte Kuhler auf den Geologen, der seine Waffe endlich gefunden hatte und sie auf ihre Funktionsfähigkeit kontrollierte.

»Was soll das bedeuten, Doktor?« keuchte er. »Allem Anschein nach lauern uns die Kerle auf! Das ist doch unmöglich! So etwas hat es bisher noch nicht gegeben.«

Dr. Manfield lachte grimmig auf.

»So? Wissen Sie das genau? Können Sie mir sagen, was mit Ingenieur Lousy geschehen ist? Wer garantiert uns, daß er sich zusammen mit seinen drei Begleitern nicht schon längst an Bord eines der Schiffe befindet? Vielleicht wollen sich die Herrschaften von einem anderen Stern einmal einen Erdenmenschen aus der Nähe ansehen. Wahrscheinlich versuchen sie auch zu erfahren, welchen Entwicklungsstand die Technik der Erde erreicht hat. Wäre das so

abwegig? Warum senden die unbekannten Intelligenzen wohl ihre Fahrzeuge in ständig wachsender Zahl zur Erde und zu unserem Mond? Verlassen Sie sich darauf, Kuhler, die wissen genau, was bei uns gespielt wird, und unsere verantwortlichen Regierungen versuchen noch immer, die gesichteten Flugkörper als Hirngespinnste hinzustellen.«

»Aber – aber was wollen wir nun unternehmen, Doktor?« stammelte Kuhler. »Meinen Sie wirklich, man hätte draußen nur so lange gewartet, in der Hoffnung, uns fangen zu können?«

Beherrscher fuhr er nach einer kurzen Pause fort:

»Sie sollen nur kommen! Ich werde ihnen Respekt einzuflößen wissen.«

Manfield blieb ernst. Wieder schaute er aus der breiten Öffnung hinaus und erbleichte.

Das große Kugelschiff hatte seinen Standort gewechselt. Nur knapp fünfzig Meter von der steilen, zum Höhleneingang hinaufführenden Schutthalde entfernt, stand das gelb schimmernde Fahrzeug bewegungslos auf den Geröllmassen der weiten Ebene.

Weit und breit war kein anderes Fahrzeug zu sehen. Mondwerk Luna II lag noch mehr als zwanzig Meilen entfernt.

Manfield und Kuhler sahen, daß der etwa zwanzig Meter durchmessende Kugelkörper auf vier wuchtigen, schräggespreizten Stützen ruhte, die anscheinend vor der Landung aus dem Rumpf ausgefahren worden waren. Wie ein urweltliches Ungeheuer lag das Schiff von einer fremden Welt auf dem irdischen Mond. Es wirkte unsagbar drohend.

»Himmel und Hölle!« stöhnte Hein Kuhler und spähte in die Ebene hinab. »Sie scheinen wirklich recht zu haben, Doktor! Es sieht tatsächlich so aus, als hätten es die Burschen auf uns abgesehen. Wahrscheinlich haben sie herausgefunden, daß wir vor ihnen hier hineingeflüchtet sind und daß sich in der Höhle überhaupt keine Station von uns befindet.«

»Richtig!« entgegnete Dr. Manfield mühsam beherrscht. Er fühlte, wie ihm unter der Schutzkleidung der Schweiß ausbrach.

»Wenn sie hier eine Station vermuteten, wären sie bestimmt

niemals in so unmittelbarer Nähe gelandet.«

Auch der robuste Kuhler kämpfte um seine Fassung.

Immer wieder fragte er sich, ob ihm seine Augen auch nichts vorgaukelten. Sein Verstand hatte noch immer nicht die unheimliche Tatsache erfaßt, daß vor ihnen ein Fahrzeug stand, das von einer anderen Welt stammte.

Trotzdem – Dr. Manfield hatte sicherlich recht! Ein derartiges Schiff konnte kein Erdenmensch herstellen. Niemand hätte über die geeigneten Antriebsmaschinen verfügt, um es so mühelos bewegen zu können, wie er es deutlich gesehen hatte.

Als Hein Kuhler sich nun endlich darüber klar geworden war, wich die Nervosität von ihm. Interessiert sah er zu dem Kugelschiff hinüber, an dessen hellerschimmernden Bordwänden sich bisher nichts verändert hatte.

Gefaßt sagte er kurz darauf:

»Okay, Doktor, nehmen wir als sicher an, daß dort drüben fremde Wesen von einem anderen Planeten auf uns warten. Was ist zu tun? Ich habe keine Lust, mich von ihnen vielleicht in einen Zoo sperren zu lassen. Lebend lasse ich mich von ihnen nicht einfangen, so wahr ich Hein Kuhler heiße!«

Dr. Manfield atmete bei den Worten des Gefährten erleichtert auf. Auch er konnte plötzlich wieder klar überlegen. Die Schrecksekunde, der erste überwältigende Eindruck vor dem Unheimlichen war überwunden.

»Kuhler, hören Sie zu«, raunte er rasch in sein Helmmikrofon. »Wir haben vielleicht nur noch wenig Zeit. Jeden Moment kann ein Angriff erfolgen. Gehen Sie schnellstens zum Wagen zurück, rufen Sie mit dem leistungsstarken Sender Großstation Luna II an. Schildern Sie dem Kommandanten die Lage und bitten Sie dringend um sofortige Entsendung von einigen mit Raketengeschützen bewaffneten Jägern des Mondüberwachungsdiensts. Geben Sie unseren genauen Standort durch. Er ist nicht zu verfehlen. Die Jäger sollen sofort das Feuer eröffnen, sonst ist es zu spät. Ich habe ein seltsames Gefühl.«

Kuhler wandte sich wortlos um und hastete den Stollen hinab.

Diesmal ließ er seine Brustlampe aufleuchten.

Noch während er auf den Wagen zulief, keuchte er in sein Sprechgerät:

»Können wir nicht mit den Schutzanzuggeräten Luna II anrufen? Das wäre eine Zeitersparnis.«

Erneut von Nervosität ergriffen, schrie Manfield ihm zu:

»Nein, laufen Sie weiter, Kuhler! Die Ultrakurzwellen unserer Anzuggeräte erreichen die Station nicht, da sie noch unter dem Horizont liegt. Sie wissen, daß sich ultrakurze Wellen nur gradlinig fortpflanzen, sie können der Krümmung der Mondoerfläche nicht folgen. Man würde uns also auf Luna II nicht hören. Nehmen Sie das große Wagengerät. Beeilen Sie sich! Am Schiff bewegt sich etwas.«

Keuchend riß der Assistent des Geologen die äußere Druckpforte der Schleuse auf und ließ schnell die Luft aus dem Wageninnern einströmen.

Erst nachdem der Vorgang beendet war, öffnete er das zweite Schott, das er sofort wieder hinter sich zuschlug.

Jeffrey Mountley bestürmte ihn mit Fragen. Er war leichenblaß. Schweißtropfen hatten sich auf seiner Stirn gebildet.

Kuhler wies ihn grob zurecht und rannte zu dem Sicht-Sprechgerät, das sich rechts neben dem Fahrersitz befand.

Er stellte die Sendefrequenz von Großstation Luna II ein und begann hastig in das Mikrofon zu rufen. Seine Helmscheibe hatte er wieder herabgeklappt.

Erst jetzt konnte Dr. Manfield vorn im Stollen sicher sein, daß der Ruf überall auf dem Mond gehört werden würde da die Funkwellen von der Richtantenne senkrecht in den Himmel abgestrahlt wurden.

Da sich die Ultrakurzwellen nur gradlinig fortpflanzten, war man gezwungen gewesen, über der vorderen und hinteren Halbkugel des Erdtrabanten eine Zwischenstation zu errichten. Die Relais befanden sich in mehr als tausend Kilometer Höhe und kreisten so langsam, daß ihre Bahngeschwindigkeit mit der Rotationsgeschwindigkeit des Himmelskörpers genau übereinstimmte.

Infolgedessen standen beide Stationen immer über genau dem gleichen Punkt. Von jeder Station aus war eine Kugelhälfte des

Trabanten voll zu übersehen. Bei ihnen handelte es sich um unbemannte Raumschiffe, die für diesen Zweck hergerichtet worden waren. Die darin installierten Funk- und Fernbildgeräte arbeiteten vollautomatisch. Sie wurden nur in größeren Zeiträumen von Überwachungsspezialisten zwecks Kontrolluntersuchungen betreten.

Wenn auf der Vorderseite des Mondes von einem Wagen aus ein Ultrakurzwellen-Funkspruch abgegeben wurde, strahlten die Wellen steil in den Himmel ab, wurden von den Geräten der Station über der Vorderseite aufgefangen und vollautomatisch wieder über die Kugelhälfte abgestrahlt. Dadurch konnte der Spruch auf der ganzen vorderen Halbkugel empfangen werden.

Außerdem befanden sich auf den beiden Polen von Luna noch je eine Erdstation, die beide von den zwei kreisenden Satelliten-Raumern über der Vorder- und Rückseite gesichtet werden konnten.

Von den bodengebundenen Sendern wurde die Nachricht erneut in den Raum gestrahlt und von den Geräten der Station über der anderen Halbkugel aufgenommen.

Durch erneute Rückstrahlung über die gesamte Halbkugel konnte der Spruch, aufgegeben auf der Vorderseite, nicht nur dort, sondern auch auf der Rückseite empfangen werden.

Endlich traf die Antwort ein. Kuhler war schon der Verzweiflung nahe gewesen, obwohl kaum einige Minuten vergangen waren.

Auf der kleinen, quadratischen Sichtscheibe vor ihm begann es zu flimmern. Gleich darauf erschien deutlich das Brustbild eines jungen Mannes.

Der Funker im Mondwerk Luna II konnte auf seinem Bildschirm Kuhler und das Wageninnere sehen.

»Es wird auch Zeit«, sagte Hein aufatmend und ließ sich in die Polster der Sitzbank zurückfallen. »Schlaft ihr eigentlich? Wir werden hier von fremden Raumschiffen verfolgt, und niemand hört uns.«

Das Lachen des Funkers verstummte. Er wurde schlagartig ernst und erkundigte sich nach Einzelheiten.

»Was ist los? Wo ist ein fremder Flugkörper? Wir hatten ihn vor einer Viertelstunde über der Budkin-Geröllebene gesichtet, dann aber

aus den Radar-Raumüberwachungsgeräten verloren. Habt ihr ihn gesehen? Wo steckt das seltsame Schiff?»

Hastig erstattete Hein Kuhler Bericht. Mit knappen Worten schilderte er die Flucht in die Höhle und die Belagerung durch das Kugelraumschiff.

»Beeilt euch! Sendet bewaffnete Raketenjäger, sonst werden wir von den Unbekannten angegriffen. Sie sind uns bestimmt nicht gut gesinnt. Soeben meldet sich Manfield, hören Sie? Er teilt mit, an dem Schiff hätte sich eine Luke geöffnet.«

»Haltet noch zehn Minuten aus!« schrie der Funker erregt zurück.

Kuhler beobachtete auf der Bildfläche, wie sein Gesprächspartner spontan einige Hebel am Schalttisch betätigte.

»Wehrt euch solange mit den Maschinenpistolen. Haltet sie zurück! Sie dürfen nicht in die Höhle eindringen. Ich habe bereits Großalarm gegeben. Die Flieger des Mondüberwachungsdiensts sind startklar. Sie sitzen bereits in ihren Maschinen, weil wir das fremde Schiff ebenfalls ausgemacht hatten. Sie kommen sofort. Haltet aus, Kuhler! Hören Sie?«

Kein nickte und entgegnete:

»Okay, ich gehe vor zu Dr. Manfield. Mountley kann die Verbindung mit euch aufrechterhalten. Wir verständigen uns mit ihm über die kleinen Geräte der Raumpanzer. Beeilt euch aber!«

Hein ging in die Schleuse zurück, während Jeffry Mountley vor dem eingeschalteten Sicht-Sprechgerät Platz nahm. Er hatte erkannt, daß es auch um sein Leben ging und bewahrte von diesem Zeitpunkt an Selbstdisziplin.

Viel zu langsam wurde die Luft aus der Schleuse in den Wagen abgesaugt. Als das Manometer auf »Null« stand, öffnete der stämmige Mann die Außentür und rannte mit weitausholenden Schritten den Stollen entlang.

»Wie sieht es bei Ihnen aus, Doktor?« keuchte er in sein Helmmikrophon.

»Die Luke ist inzwischen vollständig geöffnet, Kuhler«, vernahm er die Antwort. »Etwas bewegt sich darin. Ich kann aber nicht erkennen, um was es sich handelt.«

In dem Augenblick war Kuhler bei seinem Chef angelangt, der hinter dem Felszacken in Deckung gegangen war und dessen Maschinenpistole schußbereit auf dem Felsen lag.

Kuhler warf sich neben ihm zu Boden und stöhnte:

»Haben Sie das Gespräch verfolgt?«

»Ja, wir dürfen die Hoffnung nicht verlieren. Wenn die Unbekannten weiterhin zögern, treffen unsere Jäger noch rechtzeitig ein. Dann haben wir gewonnen. Nehmen Sie Ihre Waffe, Kuhler und gehen Sie auf der anderen Seite des Eingangs hinter den Felsen in Deckung. Haben Sie noch einige Reservemagazine mitgebracht?«

»Ja, fünf Stück. Mehr waren nicht da. Außerdem habe ich hier noch drei Sprengpatronen, wie wir sie für Felssprengungen benutzen. Vielleicht können wir sie gebrauchen. Nehmen Sie eine davon, Doktor, aber seien Sie vorsichtig.«

Rasch händigte er dem Geologen zwei Magazine und die Patronen aus. Dann huschte er quer durch den breiten, aber flachen Höhleneingang auf die andere Seite.

Er befand sich nun rechts des Eingangs. Manfield mochte knapp zehn Meter von ihm entfernt sein.

Deutlich konnten die beiden Männer das Kugelschiff erkennen, in dessen gelbleuchtenden Wandungen sich eine ziemlich große Luke geöffnet hatte.

Hein Kuhler schrie erstickt auf, als sich aus der Öffnung plötzlich eine Art von Laufsteg oder Gleitbahn hervorschob.

Langsam senkte sie sich in einem flachen Winkel nieder und schien dann sanft die Ebene zu berühren.

»Jetzt ist es soweit, Doktor«, stöhnte Kuhler und stieß einige deftige Flüche aus.

»Die Burschen dort drüben scheinen zu wissen, wie sie unsere Nerven zermürben können.«

»Trotzdem müssen wir uns bemühen, Ruhe zu bewahren, mein Freund«, entgegnete Manfield. »Wir dürfen sie keinesfalls zuerst angreifen. Warten wir ab, was sie unternehmen.«

Im gleichen Augenblick schrie Kuhler unterdrückt auf und sah entsetzt zu der Kugel hinüber, in deren Lukenöffnung soeben ein

seltsames, walzenförmiges Gebilde auftauchte.

Es schien sich um eine Art Fahrzeug zu handeln, obgleich Kuhler keine Räder entdecken konnte. Es mochte fünf Meter lang und zwei Meter stark sein. An den Enden war es halbkugelig abgestumpft.

Langsam glitt das eigenartige Gebilde die schräge Gleitbahn hinunter. An dem ebenfalls gelblichen Körper war kein Fenster zu erkennen.

Jetzt erreichte der Körper den Mondboden und begann darüber hinwegzugleiten. Mühelos schien er die zahlreichen Hindernisse zu bewältigen.

Kühler konnte die Untätigkeit kaum noch ertragen. Ihn drängte es zu handeln.

Was waren das für Wesen, die sich in einem fremdartig anmutenden Gleitfahrzeug der Höhle näherten? Intelligenzen von einer anderen Welt?

»Doktor!« rief er in sein Mikrofon und erhob sich hinter dem Felsblock. »Ich halte das nicht mehr länger aus! Man will uns holen, das sehen Sie doch. Ich schieße jetzt!«

»Noch nicht, Kuhler!« schrie Manfield beschwörend. »Lassen Sie den Wagen erst näher herankommen. Wenn er dreißig Meter vor uns die Schutthalde erreicht hat, richten wir einige Warnschüsse dicht vor seinen Bug. Wir dürfen nicht anders handeln. Intelligente Wesen schießen nicht ohne Vorwarnung aufeinander. Wir sind hier die Vertreter des Planeten Erde und dürfen den Geheimnisvollen nicht von vornherein aus Furcht feindlich entgegentreten. Also vorerst nicht schießen, sondern noch abwarten. Gehen Sie wieder in Deckung, Kuhler!«

Der Assistent beugte sich diesen Anweisungen. Er sah jedoch nach wie vor gebannt auf das unheimliche Etwas, das sich langsam näherte.

2.

Etwa fünf Minuten vor dem entscheidenden Augenblick heulten in der Großstation Luna II die Alarmsirenen auf. Dröhnend schlossen sich die zahlreichen Sicherheitsschotte in den langen Felsgängen des Mondwerks. In allen Räumen leuchteten die roten Warnlampen auf. Jedermann in dem Werk wußte, was er in der Sekunde zu tun hatte.

Großstation Luna II lag am Fuß der fast zehntausend Meter hohen Berge, die nach dem aus Deutschland stammenden berühmten Raketenspezialisten »Von-Braun-Gebirge« genannt worden waren.

Die gewaltigen Höhenzüge erstreckten sich entlang dem Äquator auf der Rückseite des Mondes. Sie stiegen steil aus der sich über mehrere hundert Kilometer streckenden Geröllebene auf.

Das große Werk war infolge der klimatischen Verhältnisse auf dem Mond in die Felsmassen des Gebirges hineingebaut worden.

Zahlreiche große und weitläufige Höhlensysteme am Fuß der höchsten Erhebung hatten den irdischen Technikern ideale Voraussetzungen geboten.

Die meisten Zugänge wurden hermetisch verschlossen. Nur drei stählerne Tore erlaubten das Betreten des labyrinthartigen Systems. Die großen und kleinen Hohlräume, die Verbindungsgänge und Stollen waren sauber ausgekleidet; überall waren Leuchtröhren installiert worden.

Die Klima- und Luftregenerierungsanlagen des Mondwerks sorgten dafür, daß innerhalb des Systems immer erträgliche Temperaturen herrschten und genügend künstliche Atemluft vorhanden war. Die vielhundertköpfige Hauptbesatzung fühlte sich in der Bergstation jetzt wie zu Hause. Es mußte auf keine Bequemlichkeit verzichtet werden. Aufenthalts- und Leseräume waren in genügender Anzahl vorhanden. Neben den zahlreichen Laboratorien und Werkstätten gab es Filmvorführungsräume und Sporthallen. Es war an alles gedacht worden, um die Verhältnisse auf dem Mond so erträglich wie nur möglich zu gestalten.

Selbstverständlich gab es außer der Großstation tief in den Bergen noch mehrere Oberflächenbauten. Allerdings war man gezwungen

gewesen, diese Gebäude hermetisch gegen die Außenwelt abzuschirmen. Sie waren nur durch Luftschleusen zu betreten. Die Verbindungsgänge hatte man unter dem Boden angelegt.

Das große Raketenstartfeld lag ebenfalls dicht vor den Toren der Großstation. Mit Aufzügen konnten die ankommenden Raketen-schiffe hinunter in die Werkanlagen befördert werden, wo sie ent- und beladen wurden.

Besonders das Großkraftwerk von Luna II hatte außerhalb der Hohlräume errichtet werden müssen.

Östlich der dritten Panzerpforte erstreckten sich die Gebäude des Kraftwerks. In den letzten drei Jahren war man dazu übergegangen, immer etwa zehn kleinere Bauwerke mit einer durchsichtigen Kunststoffkuppel zu überdachen.

Die neuen Materialien waren widerstandsfähig genug, um den erforderlichen Luftdruck im Innern zu halten. Allerdings bestand bei ihnen immer die Gefahr, daß sie plötzlich von einem kosmischen Körper beschädigt wurden. Das hätte für die Insassen der darunterliegenden Gebäude katastrophale Folgen nach sich gezogen.

Wenn man von der kleinen Verwaltungshalle des Kraftwerks nach Osten blickte, mußte man infolge der Blendung die Augen schließen. Dort waren große Flächen mit langgestreckten, hochglanzpolierten Spiegeln bedeckt, in denen die Sonnenstrahlen aufgefangen und auf Dampfleitungen konzentriert wurden.

Im tiefsten Punkt der rinnenartigen Spiegel liefen die Leitungen mit Quecksilber, das unter der ungeheuren Hitze im Brennpunkt verdampfte. Dieser Quecksilberdampf wurde in die Turbinenräume geleitet, die wiederum im Innern der Berge lagen.

Die modernen Dampfturbinen besaßen gewaltige Ausmaße, ebenso die mit ihnen verbundenen Generatoren.

Durch die Erhitzung des Quecksilbers und die anschließende Abkühlung des Dampfes ergab sich ein zuverlässiger Kreislauf. Die Energiekapazität jedes Kraftwerks reichte aus, die beiden Großstationen auf der Vorder- und Rückseite des Mondes gleichzeitig zu versorgen.

Überlandleitungen führten zu den kleinen Nebenstationen, die dort

angelegt worden waren, wo die Geologen der staatlichen Forschungslaboratorien wertvolle Bodenschätze gefunden hatten.

In erster Linie waren die Nebenwerke bei den entdeckten Uranschächten angelegt worden. Dieser Atomstoff wurde auf der Erde in stets steigendem Maße verlangt, und der Mond verfügte über reichhaltige Vorkommen.

Überall in Luna II heulten im gleichen Augenblick die Alarmsirenen auf, als der diensthabende Offizier des Mondüberwachungsdiensts auf den roten Knopf drückte.

Dr. Ingenieur Meyers, der Chef des Mondwerkes, erhob sich sofort hinter seinem Schreibtisch und betätigte einen der vielen Schalter an dem Sicht-Sprechgerät, das unmittelbar vor ihm stand.

Auf der Bildfläche tauchte die Gestalt eines uniformierten Mannes auf.

»Was gibt es, Major?« rief Dr. Ing. Meyers, ein korpulenter Mann von etwa fünfzig Jahren, in das Mikrophon der Rundrufanlage.

Major Teschling, Wachoffizier vom Dienst, grüßte flüchtig und erstattete hastig Bericht.

Seine letzten Worte wurden von dem Dröhnen anlaufender Raketenbrennkammern übertönt. Ohrenbetäubender Lärm drang aus dem Lautsprecher der Kommunikationsanlage, mit der alle Stationen direkt zu erreichen waren.

Dr. Meyers hatte die Sachlage sofort begriffen, da er über mehr Informationen verfügte als seine Mitarbeiter.

Manfield schwebte in größter Gefahr.

Erst vor einigen Stunden war eine dringende Warnung des US-Sicherheitsdiensts eingelaufen. Man hatte dem Chef der Mondstation Luna II auf die massierten Einflüge geheimnisvoller Flugkörper hingewiesen und ihn ersucht, alles für den Schutz der wertvollen Mondanlagen zu veranlassen.

Die Regierungen der USA, der Vereinigten Staaten von Europa und der Lateinamerikanischen Union hatten Sonderkonferenzen einberufen. In einmütiger Zusammenarbeit waren von den Regierungen der drei Staatenbünde entscheidende Dispositionen getroffen worden.

Die militärischen und wissenschaftlichen Chefs der beiden Mond-Großstationen hatten Geheimbefehle erhalten.

In den letzten Wochen waren über zwanzig Großraumschiffe von der Erde eingetroffen, die modernste Waffen und Spezialeinheiten abgesetzt hatten.

Unter der Leitung erfahrener Luftabwehrspezialisten waren auf den Bergen über den beiden Mondstationen zahlreiche schwere Raketenwerfer-Batterien eingebaut worden, deren ferngesteuerte Geschosse eine große Treffergenauigkeit garantierten. Super-Wasserstoff-Atomsprengköpfe waren in diese Raketengeschosse eingebaut worden.

Man hatte komplizierte Radargeräte zur Raumüberwachung und Objektastung an vielen Orten aufgestellt. Die Instrumente orteten eventuell den Mond ansteuernde Fremdkörper bereits in einer Entfernung von einer Million Kilometer. Seit vier Wochen war es keinem Flugkörper mehr möglich, unbemerkt über den zerklüfteten Landschaften des Mondes zu operieren. Der internationale Beschluß lautete dahingehend, daß der Erdtrabant der ganzen Menschheit gehöre.

Gerade die drei weltbeherrschenden Staatenbünde, die USA, die Vereinigten Staaten von Europa und die Lateinamerikanische Union, hatten alles getan, um den Mond zu schützen.

Die asiatischen Staaten, denen es bedauerlicherweise trotz aller Bestrebungen auch im Jahre 1988 noch immer nicht gelungen war, eine völlige Einigung zu erreichen, hatten sich zurückhaltend gegeben.

Der vierte Staatenbund auf der Erde, die erst seit wenigen Jahren bestehende Afrikanisch-Vorderasiatische Union, hatte sich an dem gewaltigen Projekt nicht beteiligt.

Die Regierung der Union hatte in einer Note erklärt, sie wäre bisher nicht über die Probleme, die den Mond und die Raumstationen über der Erde betreffen, befragt worden und müsse es daher ablehnen, zur Bewaffnung des Mondes beizutragen. Außerdem erachte die Regierung der AVU die Gefahr, die von den gesichteten Flugkörpern möglicherweise ausgehen könnte, für gering.

Was zwischen den Regierungen der Staatenbünde vereinbart worden war, wußten nur wenige Menschen. Der breiten Öffentlichkeit gegenüber verhielt man sich im Fall der »geheimnisvollen Flugschiffe« abwartend und zurückhaltend.

Dr. Ing. Meyers gehörte zu den wenigen Personen, die über die wahren Tatsachen informiert waren.

Diese Gedanken beschäftigten ihn gerade, als aus dem Lautsprecher das Heulen der Raketentriebwerke aufklang.

»Sorgen Sie dafür, Major«, schrie er weit über den Schreibtisch gebeugt in das Mikrophon, »daß Ihre Raketenjäger rechtzeitig Dr. Manfield zu Hilfe kommen. Wenn es Ihnen außerdem gelänge, endlich eines der Schiffe herunterzuholen, sind Sie morgen General und können sich auf der Staatsbank in Washington einen Scheck über zwei Millionen Dollar abholen. Denken Sie daran – und erinnern Sie auch Ihre Piloten an diese Tatsachen.«

Schweratmend schaltete Dr. Meyers ab und nahm danach unverzüglich mit dem Chef der Raketenwerferabwehr Verbindung auf.

Während er mit dem Oberst sprach, räumten die letzten Monteure fluchtartig die kleine Halle, in der sechs zigarrenförmige Raketenschiffe auf den Startbahnen lagen.

Der Raum war als Luftschleuse eingerichtet. Ungeduldig warteten die sechs Piloten auf den Augenblick, wo die Halle unter dem großen Flugfeld von den leistungsstarken Turbinenpumpen luftleer gesaugt worden war.

Die Jäger waren knapp zehn Meter lang und verfügten am Heck über kaum sichtbare Steuerruder, die im Gasstrahl der beiden Raketentriebwerke lagen.

Auf dem Mond war das Fliegen durchaus keine einfache Angelegenheit. Man hatte Spezialschiffe entwickeln müssen. Die Ruder waren so angebracht worden, daß sie innerhalb des Gasstrahls der Brennkammern lagen. So ließen sich die Schiffe steuern.

Starten mußten sie allerdings wie normale Raumraketen. Auf langen, steil in den Himmel führenden Gleitbahnen schossen sie unter dem gewaltigen Schub ihrer Triebwerke in die Höhe. Wenn sie

landen wollten, mußten sie wiederum auf dem eigenen Strahl niedergehen.

Das Fliegen selbst war ebenfalls äußerst schwierig. Praktisch bestand es nur aus einer kurzen Beschleunigungsperiode mit leicht nach oben gerichtetem Bug und anschließendem Fall, der wieder mit Hilfe der Triebwerke abgefangen werden mußte. Die Steuerruder im Gasstrahl der Brennkammern vermochten das Schiff nicht so zu halten, wie es die Tragflächen auf der Erde fertigbrachten.

Doch die Männer der Mondüberwachung waren geschickte Piloten. Sie waren mit ihren Maschinen vertraut und verstanden es ausgezeichnet, die Schiffe so zu fliegen, als befänden sie sich mit ihnen im Luftmantel der Erde.

Endlich leuchtete in dem kleinen Schleusenraum die rote Lampe auf. Die sechs Piloten wandten sich nach ihren Funkern und Heckschützen um.

Jeder Jäger war mit zwei Besatzungsmitgliedern bemannt.

Die Triebwerke der Schiffe liefen bereits. Grellweiße Treibgassäulen schossen aus den Düsen der Brennkammern.

Fast gleichzeitig wurden die Raks von den Fahrstühlen nach oben gehoben und durch die geöffneten Klappen ins Freie befördert.

Alles verlief außerordentlich schnell. Augenblicke später ruhten die sechs Jäger auf ihren Beton-Startbahnen. Der Platzleiter in dem hermetisch abgeschlossenen Verwaltungs- und Funkgebäude erteilte die Starterlaubnis.

Die erste Maschine ruckte an. Plötzlich standen zwei gewaltige Treibgassäulen hinter den Düsenöffnungen der beiden Brennkammern. Rascher glitt sie über die Bahn. Als sie die steile Schrägung erreichte, arbeiteten die Triebwerke schon mit voller Schubleistung.

Wie ein feuerspeiender Teufel fuhr der Jäger fast senkrecht die steile Gleitbahn hinauf und schoß gleich darauf unter dem Schub seiner Maschinen mit atemberaubender Geschwindigkeit in den Mondhimmel.

Kaum eine Minute später waren auch die anderen Jäger gestartet. In großer Höhe zogen sie eine weite Schleife und nahmen Kurs auf die

Geröllebene, in der sich etwa zwanzig Meilen südlich ein kleiner Höhenzug erheben mußte.

Dort sollte sich Dr. Manfield verborgen haben.

Dr.-Ing. Meyers hatte sich inzwischen zum Gebäude der Flugfeldverwaltung begeben.

Mit ausdruckslosem Gesicht, die Lippen zusammengepreßt, sah er den sechs Schiffen nach.

Wieder einmal mußten seine Männer die Begegnung mit den Geheimnisvollen suchen, die bisher kein freundschaftliches Verhalten hatten erkennen lassen.

Dr. Meyers bemühte sich in diesen Minuten, nicht an jene Raketenjäger zu denken, die bei einem Angriff auf fremde Flugkörper abgeschossen worden waren. Der Gegner mußte über furchtbare Waffen verfügen; zu dieser Erkenntnis hatte sich der Ingenieur auf Grund der gemachten Erfahrungen durchgerungen.

3.

»Jetzt kann ich aber wirklich nicht mehr, Doktor«, stöhnte Hein Kuhler in sein Helmmikrophon.

Dicht kauerte er sich an die Felsen der Höhlenöffnung. Auf seiner Stirn hatten sich Schweißperlen gebildet, die ihm in die Augen rannen.

»Warum schießen Sie denn nicht, Doktor? Sie kommen näher! Eben erreichen sie die Schutthalde.«

»Meine Geduld wird auf eine harte Probe gestellt«, reagierte Manfield wütend. »Wo bleiben denn die versprochenen Jäger?«

»Eben sind sie gestartet, Doktor«, ertönte Mountleys Stimme in den Helmen der beiden Männer. Er saß noch immer im Wagen vor dem eingeschalteten Sicht-Sprechgerät.

»Zu spät – sie kommen bestimmt zu spät«, flüsterte Dr. Manfield.

Seine Furcht und seine Nervosität waren plötzlich verschwunden. In dieser Situation konnte man sich kein Gefühlschaos erlauben.

»Kuhler«, rief Manfield mit rauher Stimme, »nachdem uns der Chef der Mondbasis befohlen hat, nach eigenem Ermessen zu handeln, eröffnen wir das Feuer. Sie sollen nicht denken, sie könnten uns, ohne auf Widerstand zu stoßen, einfangen. Zielen Sie auf den Bug des Wagens. Wir müssen versuchen, ihn vom Abhang zurückzudrängen.«

»Sie erwähnten vorher, wir müßten zuerst Warnschüsse abgeben«, erinnerte Kuhler den Geologen.

»Ich habe meine Auffassung geändert«, erklärte der Wissenschaftler kategorisch. »Halten Sie auf den Wagen.«

Kuhler riß seine Waffe hoch. Im Fadenkreuz der optischen Zielerfassung erschien der Bug des walzenförmigen Fahrzeugs.

Ehe Dr. Manfield den Abzug betätigen konnte, schoß sein Assistent bereits.

Meterlange grellweiße Feuerstrahlen zuckten aus dem Lauf der Waffe.

Vom Rückstoß wurde Kuhler gegen den Felsen geworfen.

Alles lief unwahrscheinlich schnell ab. Zehn Geschosse hatten bei dem Feuerstoß die Mündung verlassen; Manfield hatte nicht mehr geschossen, da die Projektile genau den Bug des Wagens getroffen hatten.

Kuhler sah deutlich, daß sie von dem gelben Stoff der Wandungen abprallten, aber ihre Zünder hatten die Atomladungen zum Zerfall angeregt.

Zehn Meter hohe Feuersäulen schossen direkt neben, über und hinter dem Fahrzeug empor. Schwefelgelbe Gase und Wolken stiegen für Augenblicke auf, ehe sie wieder verschwanden.

Trotz des Wissens um die Dinge, war es für Kuhler momentan unfassbar, daß sich alles in lautloser Stille vollzog.

Staubwolken und Gesteinstrümmer waren von den zehn Miniaturatombomben hochgewirbelt worden. Schlagartig war der Höhleneingang in einen dichten Schleier gehüllt.

Manfield sah entsetzt, wie schwere Felsstücke, ohne Geräusche zu verursachen, dicht neben ihm gegen die Wände prallten.

Er und Kuhler hatten sich gegen die schützenden Felsen gepreßt.

Die Explosionskraft der kleinen Atom-Sprengkörper war noch gewaltiger, als sie es sich vorgestellt hatten.

In den nächsten Sekunden regneten die hochgeschleuderten Gesteinstrümmen nieder. Anschließend richtete sich Kuhler auf.

Was war mit dem Wagen geschehen? War er von den entfesselten Gewalten vernichtet worden? Wie würden das die Insassen des Kugelschiffs aufnehmen?

Starr blickte er zu der Stelle hinüber, wo das Walzenfahrzeug gestanden hatte.

Dort klafften jetzt tiefe Trichter in dem harten Felsboden; dort waren die Geschosse zur Detonation gekommen.

Wo aber war der Wagen? Sollte er sich total aufgelöst haben?

Plötzlich schrie Dr. Manfield entsetzt auf und deutete auf das Walzenfahrzeug, das von der überaus starken Druckwelle mehr als zwanzig Meter weit in die Geröllebene hinabgeschleudert worden war.

Regungslos lag die große Walze zwischen den Steinen. Doch obwohl Kuhler scharf hinüberschaute – an keiner Stelle der gelben Wandungen vermochte er eine Beule oder ein Riß zu entdecken.

»Schauen Sie sich das an, Doktor!« rief Kuhler außer sich in das Mikrophon. »Gibt es denn so etwas? Der Wagen stand mitten in dem Inferno und weist dennoch keine Beschädigungen auf. Aus welchem widerstandsfähigen Material muß er hergestellt sein! Jedes irdische Erzeugnis wäre bei der durch die atomaren Explosionen erzeugten Hitze verdampft.«

»Sie scheinen aber trotzdem nicht ungeschoren davongekommen zu sein«, erwiderte Manfield erregt. »Ich habe den Eindruck, als läge das Fahrzeug auf dem Rücken.«

»Unmöglich!« rief Kuhler in dem Augenblick verstört und wies auf das Gebilde vor der Halde. »Sehen Sie, das Ding bewegt sich schon wieder. Das können keine normalempfindenden Wesen sein. Nehmen Sie Ihre Sprengpatrone zur Hand, Doktor. Lieber suche ich den Tod, als daß ich in die Gewalt dieser Teufel gerate.«

Auch Manfield traute seinen Augen nicht!

Die Walze drehte sich um ihre Längsachse, stand einen Moment

bewegungslos und bewegte sich dann plötzlich mit erstaunlicher Schnelligkeit auf die Halde und die Höhlenöffnung zu.

Gerade nahm Kuhler seine Maschinenpistole erneut hoch, als die Walze ruckartig stoppte. Sie vollführte eine scharfe Wendung und glitt mit hohem Tempo zu dem Kugelschiff zurück.

Verblüfft ließ der Deutsche die Waffe sinken. Ehe er noch etwas sagen konnte, vernahm er Manfields Ausruf:

»Gerettet, Kuhler! Da hinten tauchen unsere Raketenjäger auf. Sehen Sie die langen Feuerstrahlen am schwarzen Himmel? Nördlich von uns – etwa zehn Kilometer hoch. Die Burschen in dem fremden Flugkörper müssen sie ebenfalls bemerkt haben.«

Kuhler atmete erleichtert auf. Unbewußt wollte er sich mit der Rechten über die schweiß bedeckte Stirn wischen. Erst als sein Handschuh gegen den Schutzhelm stieß, merkte er, daß dies augenblicklich nicht möglich war.

Weder er noch Manfield kamen dazu, ihre Ansichten auszutauschen. Die Geschehnisse überstürzten sich.

Die Walze war nun in der großen Kugel verschwunden. Soeben glitt die Luke hinter der eingezogenen Gleitbahn zu.

Unmittelbar danach schoß das Schiff senkrecht in die Höhe. Wenige Meter über dem Boden verschwanden die vier Landestützen im Rumpf.

Kuhler stöhnte bei diesem geisterhaften Anblick dumpf auf. Vergeblich suchten seine Blicke nach Feuerstrahlen oder sonstigen Merkmalen, die auf arbeitende Raketenmotoren hingewiesen hätten.

Von welchen geheimnisvollen Kräften wurde das Schiff so spielerisch emporgerissen? Er startete mit einer atemberaubenden Beschleunigung. In wenigen Augenblicken war es mehr als dreitausend Meter hoch. Die Männer mußten vor den Höhleneingang treten, um es überhaupt noch sehen zu können.

In der gleichen Sekunde schienen die Piloten der sechs Jäger die Situation durchschaut zu haben.

Die vorderste Maschine stürzte sich aus großer Höhe steil auf den gesichteten Feind. Einen Schweif verglühender Treibgaspartikel nach sich ziehend, raste der Jäger auf den senkrecht steigenden Gegner zu.

Gleichzeitig setzten noch drei Maschinen von der anderen Seite her zum Sturzflug an. Sie hatten die Riesenkugel praktisch eingekreist und jagten auf sie zu.

»Unsere Jäger erwischen die Burschen!« rief Kuhler dem Geologen zu.

Atemlos starrte er nach oben, wo sich in den nächsten Sekunden ein schreckliches Schauspiel vollzog.

Der vorderste Jäger hatte sich rasch bis auf fünfhundert Meter an den Fremden herangearbeitet.

In dem Augenblick, als der Pilot die stürzende Maschine mit den Rudern abfing und die beiden Triebwerke wieder mit voller Schubleistung zu arbeiten begannen, zuckte es unter dem Bug des Schiffes rot auf.

Ein winziger Körper hielt genau auf den fremden Raumer zu.

Grellweiße Lohe zischte aus der Düse der Kampftrakete, deren Zieltasteinsatz sie unerbittlich auf den Gegner zuführte.

Doch da schrie verblüfft Kuhler auf!

Kurz vor dem Schiff der Unbekannten wich die Kampftrakete des Jägers vom Zielkurs ab und schoß wenige Meter entfernt an dem Kugelschiff vorbei. Jetzt erst funktionierte die automatische Zündung des Geschosses.

Mehr als dreihundert Meter seitlich des Kugelfahrzeugs explodierte das Atomgeschloß mehrere Kilometer über der Mondoberfläche.

Es war, als ginge an dem schwarzen Mondhimmel für eine kurze Zeit eine künstliche Sonne auf. Feuerbälle entwickelten und verdichteten sich zu einer Feuerflut.

Eine gewaltige Druckwelle mußte von der Explosion erzeugt worden sein, denn Manfield und Kuhler sahen deutlich, wie die angreifenden Raketen Jäger aus dem Zielkurs gerissen und wie welke Blätter im Sturm davongewirbelt wurden.

Auch das fremde Fahrzeug wurde hoch in den Himmel geschleudert. Es entstand der Eindruck, als würde es sich mehrere Male um seine Achse drehen, ehe es die geheimnisvollen Piloten wieder in der Gewalt hatten.

Noch bevor der gewaltige Feuerpilz am Himmel wieder erlosch,

war von dem, unverhofft aufgetauchten Schiff nichts mehr zu sehen.

Mit einer für menschliche Begriffe ungeheuren Beschleunigung war es, senkrecht steigend, im Weltraum verschwunden, und die sechs Jäger flogen in weiten Kreisen über dem Kampfgebiet.

Erneut war ein Angriff erfolgreich abgewehrt worden. Es war genauso gekommen, wie es Dr.-Ing. Meyers angenommen hatte.

Die geheimnisvollen Wesen in den fremdartigen Flugkörpern mußten über Waffen und Abwehrgeräte verfügen, die den irdischen Erzeugnissen weit überlegen waren.

Dr. Manfield fluchte unbeherrscht vor sich hin und starrte ungläubig in den Mondhimmel hinauf.

So etwas hatte er nicht für möglich gehalten! Die Gegner waren entschieden ernster zu nehmen, als er bisher gedacht hatte.

Der Geologe wußte, wie exakt die vollautomatischen Ziel- und Zündungsgeräte arbeiteten. Wenn es dem Gegner so mühelos gelungen war, diese Einrichtungen einfach auszuschalten, mußte er über hervorragende technische Hilfsmittel verfügen.

Eine halbe Stunde später rollte der von Manfield gesteuerte Wagen wieder über die Geröllebene. Eine Stunde später erreichten die Männer die Großstation Luna II.

Sie wurden von der gesamten Besatzung empfangen. Jeder wollte wissen, was sich eigentlich ereignet hätte, und zwar in allen Einzelheiten.

Doch Dr.-Ing. Meyers, der Stationschef, nahm die drei Männer sofort zur Seite und sprach einige ernste Worte mit ihnen. Das hatte zur Folge, daß sogar der sonst redselige Jeffry Mountley sich plötzlich merkwürdig verschlossen gab.

Minuten später wurde ein langer, mit einem komplizierten Kode versehener Funkspruch an den US-Sicherheitsdienst gesandt.

Infolge der bedeutenden Ereignisse hatte Dr. Meyers auf den normalerweise üblichen Sicht-Sprechverkehr mit den Großsendestationen der Erde verzichtet.

In Washington erregte sein ausführlicher Bericht beträchtliches Aufsehen. Wieder einmal setzten sich die verantwortlichen Männer zusammen und besprachen eingehend die Lage. Ihre Gesichter waren

sehr ernst.

Jeder von ihnen wußte, daß sich im Weltraum, und besonders über dem irdischen Mond, Dinge anbahnten, die sie nicht mehr überblicken konnten.

4.

Ungeduldig blickte der kleine korpulente Mann mit der braungetönten Haut und dem von silbernen Haaren durchsetzten Vollbart auf die Uhr an seinem Handgelenk.

Verzweifelt schüttelte er den Kopf und rückte den Fes zurecht

Ogr el Muglad war ein Araber mit ägyptischer Staatsangehörigkeit. Dennoch trug er europäische Kleidung.

Auch die Männer in seiner Umgebung waren ausschließlich europäisch gekleidet, obwohl viele von ihnen eine dunkle Hautfarbe auf wiesen.

Nur drei der Männer schienen reinrassige Weiße zu sein.

Professor Ogr el Muglad strich sich mit der Rechten nervös über den gepflegten Bart und wanderte erregt unter dem vor dem grellen Sonnenschein schützenden Dach hin und her.

Flüchtig blickte er zu den Menschengruppen hinüber, die dicht vor dem großen Hauptbunker des Versuchsfelds standen.

Neben dem zum überwiegenden Teil unterirdisch angelegten Bunker erhoben sich noch mehrere kleinere Schutzbauten aus dem Sand der Wüste. Weiter hinten befanden sich einige langgestreckte Gebäude, unter denen besonders ein massiver Betonturm auffiel.

Schwere, breit ausladende Antennen ragten aus seinem stumpfen Ende hervor.

Dort waren die Funk-, Fernseh- und Radarstationen des Versuchsgeländes untergebracht. Das Bauwerk lag auf einem der letzten Ausläufer des Gebirgszugs Azbin, der auch Air genannt wurde.

Nördlich von dem Beobachtungsposten erhob sich das gewaltige Massiv von Rarazit. Das Gebirge lag inmitten der größten Wüste der

Welt, im ehemaligen Gebiet von Französisch-Westafrika. Es gehörte noch zu der Niger-Kolonie und befand sich etwa auf dreiundzwanzig Grad nördlicher Breite, zirka achthundert Kilometer nordnordwestlich des Tschad-Sees.

Noch weiter nördlich erhob sich das Hoggar-Massiv aus der Sahara. Es war eine trostlose, menschenleere Gegend, durch die im Jahre 1988 weder eine Straße noch eine Bahnlinie führte.

Genauso wie vor Jahrhunderten zogen hier immer noch Kamelkarawanen auf uralten Pfaden durch die Sand- und Steinwüste. Die wenigen Brunnen waren oftmals viele hundert Kilometer weit voneinander entfernt.

Dieses Wüstengebiet eignete sich vorzüglich für Versuche, die möglichst geheim bleiben sollten und die außerdem das Risiko einer Katastrophe in sich bargen. Mit den Gewalten des entfesselten Atoms mußte vorsichtig verfahren werden. Darüber waren sich auch die Regierungsmitglieder der neugegründeten Afrikanisch-Vorderasiatischen Union im klaren.

Die afrikanischen und vorderasiatischen Völker hatten die Herrschaft der Europäer endgültig abgeschüttelt und ihre Selbständigkeit errungen.

Ogr el Muglad, ein anerkannter Physiker und Raketenspezialist, war der technisch-wissenschaftliche Chef des neuen Großraketen-zentrums von Itoko südlich des Äquators. Die Werke lagen mitten im Gebiet des ehemaligen Belgisch-Kongo, nur knapp hundert Kilometer von der Äquatorlinie entfernt.

Etwas weiter nördlich der Anlagen begannen bereits die Urwälder Äquatorialafrikas. Das Zentrum lag unmittelbar an der Grenze zwischen der grünen Hölle und den ausgedehnten, nach Süden führenden Savannen und Baumsteppen.

In Itoko wurden die neuesten Waffen der AVU hergestellt. Dort entstanden die Raketenschiffe und Raketenbomben, die bereits seit Jahren zu den wichtigsten Waffen aller großen Staaten gehörten.

Professor el Muglad war der Verzweiflung nahe. In einer Stunde sollte die neue Super-Wasserstoff-Atombombe weit draußen in der Wüste explodieren. Es war der erste Versuch dieser Art.

Staatspräsident Abd el Mazar hatte sich persönlich angesagt. Er wollte mit seinem Ministerrat dem wichtigen Großversuch beiwohnen.

Monatelang hatten sie den Versuch vorbereitet, und nun ließen die Herren der Regierung auf sich warten. Es war daher nicht verwunderlich, daß Professor el Muglad äußerst nervös war.

»Ich ertrage die Ungewißheit nicht länger«, stöhnte er erneut.
»Allah, sei mir gnädig und sende die weisen Herren aus Kairo.«

Der Chef der mathematischen Abteilung in Itoko lachte belustigt vor sich hin.

»Warum bist du so aufgeregt, el Muglad? Denke daran, daß man dein phänomenales Gehirn noch braucht. Wer sollte für unseren Staat die neuen Raketen konstruieren, wenn nicht du, Beherrscher der feuerspeienden Drachen.«

Der Professor warf dem jungen Nubier einen finsternen Blick zu. Er wußte, daß Dongo Sugur ihm nicht gewogen war und jede Gelegenheit benutzte, ihn durch provozierende Bemerkungen zu kränken.

Ogr el Muglad drehte sich daher wortlos um und ging zu seinem Ingenieurstab hinüber, der sich vor Beobachtungsbunker A-14 aufhielt.

Spöttisch lächelnd blickte der Neger dem Araber nach, um dann auf die Menschengruppe vor dem Hauptbunker zuzuschlendern.

Dort standen in erster Linie Militärs. Die höchsten Offiziere der AVU waren bereits anwesend. Zwischen ihnen bewegten sich einige Wissenschaftler, unter denen besonders Professor Sitto Dangheia auffiel.

Sitto Dangheia war ein schlanker, hochgewachsener Mann mit bräunlichem Teint. Er war der bekannteste und wohl auch fähigste Wissenschaftler der AVU. Sogar Staatspräsident el Mazar begegnete ihm mit größter Zuvorkommenheit und Hochachtung.

Der Professor stammte aus uraltem, abessinischem Adel. Mitglieder seiner Familie spielten in dem früheren Kaiserreich bedeutende

Rollen.

Als Gelehrter leistete der etwa fünfzigjährige Mann mit den markanten Gesichtszügen Bedeutendes. Ihm war es gelungen, das komplizierte Geheimverfahren zur Herstellung der Super-Wasserstoffbombe selbständig zu entdecken. Die Unterlagen, die von dem afrikanischen Spionagedienst aus den amerikanischen Atomwerken beschafft worden waren, hatte er entrüstet abgelehnt.

Zweifellos war Dangheia ein hervorragender Kernphysiker, der auch in den USA sehr geschätzt wurde.

Professor el Muglad hatte den Kollegen zur Seite gezogen und redete hastig auf ihn ein.

»Dangheia, was machen wir nur? Die erlauchten Herren aus Kairo lassen auf sich warten. Meine Unruhe nimmt mit jeder Minute zu. Die automatischen Steuergeräte der Rakete sind von mir persönlich eingestellt worden. Die Daten können nicht mehr korrigiert werden. Infolgedessen wird sie genau in dreiunddreißig Minuten starten und kurz darauf hier auftauchen. Sie soll deine Wasserstoffbombe zur Explosion bringen, und das wird auch geschehen. Wenn die Herren nicht rechtzeitig eintreffen, findet der Versuch ohne sie statt.«

Über Danghelas schmale Lippen huschte ein Lächeln. Freundlich blickte er seinen Gesprächspartner an, den er als Kollegen und Mensch schätzte.

»Sorge dich nicht unnötig, el Muglad. Der Präsident wird in wenigen Minuten hier sein. Der Spruch ist soeben durchgekommen.«

»Allah sei gepriesen«, sagte der Raketenexperte erleichtert und strich sich über die Stirn. »Du gibst mir meine Ruhe zurück, Dangheia. Hoffentlich sind uns bei den Berechnungen keine Fehler unterlaufen. Du weißt«, fügte er leise hinzu, »der Herr kann sehr ungehalten werden, wenn etwas nicht restlos gelingt.«

Der Äthiopier preßte die Lippen fest aufeinander. Ein abweisender, fast zorniger Ausdruck lag jetzt in seinen dunklen Augen.

Professor el Muglad wußte, daß der Kollege mit dem selbstherrlichen Gebaren des Staatspräsidenten nicht einverstanden war.

»Auch wenn das Experiment nicht hundertprozentig gelingen sollte,

el Muglad, wird sich der Präsident hüten, uns Vorhaltungen zu machen. Ihm fehlen die Kenntnisse und die Übersicht, um beurteilen zu können, welche Arbeit geleistet werden mußte, bis es soweit ist. Im schlimmsten Fall werde ich mich einschalten und alles regeln. Ich denke aber, daß der Versuch erfolgreich verläuft. Meine Bombe ruht in dem kleinen Gebäude mitten in der Wüste. Wenn deine Rakete in der Nähe einschlägt, wird sie meine Bombe garantiert zur Explosion anregen.«

»Deine Worte beruhigen mich sehr«, entgegnete el Muglad zuversichtlicher. »Ich bin nun sicher, daß die Rakete genau treffen wird, obgleich sie von Itoko aus mehr als zweieinhalbtausend Kilometer zurücklegen muß. Die vollautomatischen Steuer- und Zielgeräte sind verlässlich und exakt justiert.«

»Warum läßt du die Rakete nicht von der Radarzentrale in Itoko fernsteuern? Das wäre doch viel einfacher gewesen, vielleicht auch zielgenauer.«

Professor Ogr el Muglad verzog mißmutig die Lippen und erwiderte mit verhalten bebender Stimme:

»Der Kriegsminister Omar Hadjer verlangte es so. Ich sollte ihm auf diese Art beweisen, daß meine großen Kampftraketen auch ein Ziel erreichen können, wenn sie nicht ferngesteuert werden. Er war persönlich anwesend, als ich die Steuergeräte einstellte. Dazu waren vorher sehr komplizierte Berechnungen vorzunehmen, denn das Ziel ist klein und die Anflugstrecke groß. Wenn die Rakete in Itoko startet, ist sie unserem Einfluß entzogen. Wir müssen uns vollkommen auf ihr Radargehirn mit seinen Programmierungen verlassen. Ich bin aber sicher, daß der Automat sie genau auf das Haus mit deiner Bombe lenkt.«

»So – so«, äußerte der Kernphysiker nachdenklich. »Omar Hadjer wollte also bewiesen haben, daß deine modernen Geschosse auch ohne die Fernsteuerüberwachung ihr Ziel treffen. Das gibt mir zu denken! Der Kriegsminister besitzt einen sehr großen Einfluß auf Abd el Mazar. Berücksichtige das, el Muglad.«

»Darüber schweigen wir besser«, antwortete der Leiter des Raketenzentrums und sah mißtrauisch dem jungen Ingenieur nach,

der sich während des Gesprächs in der Nähe aufgehalten hatte.

Es war selbst für angesehene und bedeutende Wissenschaftler wie Dangheia und Ogr el Muglad gefährlich, solche Bemerkungen zu machen. Der Staatspräsident verfügte über zuviel diktatorische Macht. Derartige Unterhaltungen waren daher äußerst riskant. Die Staatspolizei griff unerbittlich durch. Man wußte, daß ihre Spitzel in allen Werken und Laboratorien tätig waren.

Es kam immer wieder vor, daß ein Unvorsichtiger spurlos verschwand. Ohne nähere Erklärungen wurden solche Leute von der Staatspolizei verhaftet, und niemals kehrten sie an ihre Arbeitsplätze zurück. Über ihr Schicksal wurde nie mehr etwas bekannt.

Der Professor war leichenblaß geworden. Ängstlich starrte er auf den Rücken des davonschreitenden Mannes und erkundigte sich leise.

»Kennst du den Mann, Dangheia? Er könnte von unserer Unterhaltung einige Worte gehört haben. Wir waren unvorsichtig.«

Der Physiker teilte diese Besorgnis. Mit ernstem Gesichtsausdruck sah er dem Lauscher nach.

»Ich kenne ihn nicht, aber es scheint sich um einen Europäer zu handeln. Meinst du, er gehört zu den Spionen des Sicherheitsministers?«

In dem Augenblick wandte sich der Mann um, und die beiden Professoren sahen in das braungebrannte Antlitz eines hochgewachsenen Mannes, der etwa dreißig Jahre alt sein mochte.

Er lachte el Muglad an. Dem Abessinier fielen besonders die hellblauen Augen des dunkelblonden Fremden auf, der auf ihn einen sympathischen Eindruck machte. Sicher war er kein Spitzel.

Professor el Muglad stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Grüßend winkte er dem jungen Mann zu, der sich daraufhin lachend abwandte.

»Allah sei Dank!« sagte er zu Dangheia. »Das war Manfred Hauer. Er gehört zu meinen besten Ingenieuren. Ich kann ihm voll vertrauen.«

»Ein Deutscher, wie?«

»Richtig, aber er scheint den Leuten von der Staatspolizei keine

Bedenken einzuflößen. Soviel ich weiß, wurde er von deutschen Eltern kurz nach seiner Geburt nach Ägypten gebracht. Sein Vater erhielt damals eine Stelle als Ingenieur bei den großen Brunnenbauten in der arabischen Wüste. Der Sohn ist ein ausgezeichneter Raketenspezialist. Seit vier Monaten gehört er zu meinen engsten Mitarbeitern. Wir können also beruhigt sein, Dangheia, denn er wird schweigen. Ich glaube, er ist auch nicht mit den Methoden einverstanden, die neuerdings angewandt werden.«

»Still, da kommt Omar Hadjer«, machte ihn der Kernphysiker leise aufmerksam und wandte sich höflich dem nähertretenden Marschall zu.

Omar Hadjer war in den Zelten eines wandernden Beduinenstamms geboren worden. Nachdem er es zum Generaloberst gebracht hatte, war er von dem Staatspräsidenten persönlich zum Kriegsminister und militärischen Oberbefehlshaber der AVU ernannt worden.

Er war ein kleiner, drahtiger Mann mit einem spitzzulaufenden Kinn und stechenden Augen. Es gab nur wenige Leute, die ihn schätzten; die meisten haßten ihn.

Der junge Ingenieur, der el Muglad solche Furcht eingeflößt hatte, beobachtete noch, wie die Professoren mit dem Minister sprachen, ehe er sich hinter den Hauptbunker zurückzog.

Dort befand sich niemand. Nur weiter hinten entdeckte er einige Leute vor dem Funk- und Radarturm.

Manfred Hauer, der längst die ägyptische Staatsangehörigkeit angenommen und auch auf der technischen Hochschule von Kairo studiert hatte, lächelte vor sich hin und dachte an das entsetzte Gesicht seines Vorgesetzten.

Wenn el Muglad wüßte, wie wenig er sich aus so gefährlichen Gesprächen machte, wäre der Professor noch beruhigter gewesen.

In Afrika gab es nur drei Leute, die genau wußten, daß Hauer alles andere war als ein getreuer Untertan und Anhänger des neuen Regierungssystems.

Schon seit drei Jahren, unmittelbar nach seinem Eintritt in die größten und geheimsten Raketenwerke der Afrikanisch-Vorderasiatischen Union, stand er im Dienst des US-Geheimdiensts.

Sein Vater, der vor zwei Jahren verstorben war, hatte ihn dazu bewogen. Schon damals hatte dieser kluge und weitsichtige Mann erkannt, daß die Regierung Abd el Mazar nichts Gutes bringen konnte. Auch verstießen die Maßnahmen des neuen Staatschefs gegen seine demokratische Überzeugung.

In diesem Sinne erzogen, hatte Manfred Hauer zugestimmt und sich bereit erklärt, im Interesse des Weltfriedens und der allgemeinen Sicherheit für die USA als Geheimagent zu arbeiten.

Wie richtig sein Entschluß gewesen war, hatte er schon nach einem Jahr in Itoko klar erkannt.

Es war ersichtlich, daß Abd el Mazar mit allen Mitteln darauf hinielte, seinen gewaltigen Staatenblock so stark wie möglich zu machen. Er steckte Milliarden in die Rüstungsindustrie. Besonderen Wert legte er auf die Weiterentwicklung der modernen Atomwaffen und Atomfabrikate, sowie auf die Herstellung immer besserer und größerer Kampftraketen, die schon seit Jahren die ehemaligen Bombenflugzeuge abgelöst hatten.

Jeder größere Staat der Erde besaß nun Raketen, die jeden Punkt auf der Welt mühelos erreichen und ferner viele Tonnen Nutzlast mitnehmen konnten.

Der Versuch mit der neuen Superbombe war ein offener Verstoß gegen die internationalen Atomgesetze. Manfred Hauer wußte längst, daß sich ein Mann wie Abd el Mazar nicht daran halten würde. Deshalb hatte er dafür gesorgt, daß er bei dem Versuch anwesend sein konnte.

Er hatte seinen Ohren nicht getraut, als er vor einer Stunde erfuhr, daß es Sitto Dangheia gelungen war, die so sorgsam geheimgehaltene Super-Wasserstoffbombe ebenfalls herzustellen.

Diese furchtbare Waffe war bisher die stärkste Stütze der USA im Ringen um die Erhaltung des Weltfriedens gewesen. Wenn Abd el Mazar nun über die gleiche Vernichtungswaffe verfügte, konnte unabsehbares Unheil entstehen.

Normalerweise hätte der Staatspräsident die Erzeugung der neuen Bombe sofort dem internationalen Atomkontrollrat anzeigen müssen. Manfred Hauer wußte aber nur zu gut, daß der Araber niemals daran

denken würde. Für die Richtigkeit seiner Ansicht zeugten schon die äußerst scharfen Sicherheitsmaßnahmen zur Geheimhaltung des Versuchs.

Hauer sah sich vorsichtig um, ehe er seinen Füllfederhalter aus der inneren Rocktasche zog.

Dem Schreibgerät war es äußerlich nicht anzusehen, daß es außer der Tintenpatrone noch eine winzige Kamera enthielt, eines jener Wunderwerke, wie sie speziell für die Angehörigen des amerikanischen Geheimdiensts hergestellt wurden.

Hauers männlich schönes Antlitz hatte sich gestrafft. Noch einmal sah er sich forschend um, ehe er mit einigen geschickten Handgriffen die verborgene Kamera aufnahmebereit machte.

Dann steckte er den Füllfederhalter mit der goldenen Klemme in die äußere Brusttasche seines Anzugs. Nur noch ein Teil der Hülse ragte aus der Außentasche hervor und damit auch das geschickt verborgene Objektiv.

Manfred Hauer versenkte die Hände in die Hosentaschen und schritt, vergnügt pfeifend, auf die nächste Ecke des großen Bunkers zu.

Plötzlich blieb er jedoch ruckartig stehen. Leicht erblassend blickte er auf die junge Frau, die ihm unverhofft in den Weg trat. Da sie in einer Nische in der Bunkermauer gestanden hatte, war es ihm nicht früher möglich gewesen, sie zu sehen.

Hauers Gedanken überstürzten sich.

Diese Frau kannte er. Er sah sie fast täglich. Schon oftmals hatte er ihrer attraktiven Erscheinung bewundernd nachgeblickt und es bedauert, infolge seiner Aufgabe nicht so handeln zu können, wie er es gern getan hätte.

Hatte sie ihn etwa beobachtet? Konnte sie sich denken, warum er den Füllhalter in die Außentasche umgesteckt hatte?

Hauer beherrschte sich mühsam. Jeder Nerv in ihm vibrierte, als die höchstens sechszwanzig Jahre alte Frau näherkam.

In ihren Adern floß ägyptisches Blut, das bewiesen ihre sanftbraune Haut und das fast blauschwarze, gewellte Haar, das bis zu ihren Schultern reichte.

Fatina Mukek war schön. In Itoko sah ihr jeder Mann nach.

Manfred Hauer wußte, daß Fatina den Dokortitel erworben hatte. Er war auch darüber informiert, daß sie in der astronomischen Abteilung der Raketenwerke von Itoko arbeitete. Ihr Chef schien sie als tüchtige Assistentin zu schätzen, und dieses Werturteil bedeutete viel. Professor Nubia war ein Astronom von Rang, der sich seine Mitarbeiter gründlich aussuchte.

Soweit wußte Hauer über Fatina Mukek Bescheid. Aber was suchte sie nun hier auf der einsamen Rückseite des Hauptbunkers. Was wollte sie von ihm?

Langsam trat Fatina näher. Dicht vor dem bewegungslos wartenden Hauer blieb sie stehen und lächelte ihn an. Ihre dunklen, ausdrucksstarken Augen schienen zu leuchten.

Hauer mußte sich beherrschen, um seine Bewunderung nicht zu offen zu zeigen.

Schweigend blickte er sie an. Sein Gesicht glich einer Maske.

Fatina Mukek lachte leise auf. Ihre wohl tönende Altstimme enthielt einen ironischen Unterton, als sie fragte:

»Hallo, Ingenieur Manfred Hauer von el Muglads Planungsbüro, nicht wahr? Welch ein Zufall, daß wir uns hier auf der Rückseite des Bunkers begegnen. Waren Ihnen die vielen Menschen auch zuwider?«

Sie hatte die Worte in englischer Sprache formuliert.

Hauer sah sie durchdringend an. Wenn er nur gewußt hätte, was die Frau von ihm wollte? Etwas stimmte nicht. Zweifellos hatte sie ihn beobachtet.

Fatina lächelte amüsiert und fragte fast scherzend:

»Nanu, was ist mit Ihnen? Warum machen Sie ein so finsternes Gesicht? Was mißfällt Ihnen an mir? Habe ich Ihnen etwas getan?«

Ihre Kopfbewegung wirkte wie eine Entschuldigung.

Manfred Hauer ballte die Hände und stieß heiser hervor:

»Nein, noch nicht, aber das könnte doch noch geschehen, oder?«

Mit Befriedigung stellte er fest, daß sie plötzlich ernst wurde.

»Sie irren sich, Mr. Hauer«, entgegnete sie leise. »Ich denke nicht daran, Ihnen etwas anzutun. Das klingt seltsam, nicht wahr?«

»Das klingt gar nicht so seltsam, Miß Mukek, wenigstens nicht in dieser Situation. Ich habe es nicht gern, wenn man mich heimlich beobachtet. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um einen Mann oder –« er zögerte kurz und fuhr dann fort – »oder um eine schöne Frau handelt.«

Dr. Fatina Mukek musterte ihn mit kaum zu deutenden Blicken und meinte schließlich:

»Es geschah nicht absichtlich, Mr. Hauer. Ich hatte mich nur in die Nische zurückgezogen, um ungesehen meine zerzausten Haare zu ordnen. Mich stört es, wenn man mir dabei zuschaut.«

Hauers Nervosität ließ nach. Anscheinend hatte sie sein Geheimnis doch nicht erkannt.

Höflicher erwiderte er:

»Oh, bitte, verzeihen Sie. Wie konnte ich auch nur auf den Gedanken kommen, Sie würden mich wissentlich beobachten. Eine absurde Idee, nicht wahr?«

Wieder fiel ihr sonderbarer Blick auf, mit dem sie ihn bedachte.

Leise meinte sie:

»Vielleicht ist das gar nicht so absurd, wie Sie meinen, Mr. Hauer. Es war gut, daß gerade ich in der Nische stand. Andere Leute hätten sich vielleicht gefragt, warum Sie mit ihrem Füllhalter so geheimnisvoll umgehen. An sich hätten Sie ihn doch auch vor dem Bunker in die äußere Tasche stecken können, nicht wahr? Sie müßten etwas vorsichtiger sein, Mr. Hauer. Darf ich Ihnen diesen Rat geben? Doch, nun kommen Sie. Die Zündrakete ist auf dem Flug, und die Herren aus Kairo sind vor Minuten hier eingetroffen.«

Sie wandte sich um und schritt rasch an der rückseitigen Bunkerwand entlang.

Manfred Hauer stand eine Sekunde lang wie erstarrt. Dann hatte er begriffen, was die einzigartige Frau soeben gesagt hatte.

Einen Fluch murmelnd, eilte er der Davonschreitenden nach und holte sie nach wenigen Metern ein.

Heftig umklammerte er ihren rechten Arm und zwang sie, sich umzudrehen.

»Was – was haben Sie da eben gesagt? Was wollten Sie damit

andeuten? Reden Sie – sonst ...«

»Was sonst«, erkundigte sie sich betont ruhig und befreite ihren Arm aus dem Griff des Ingenieurs. »Sie tun mir weh, Mr. Hauer.«

Das Gesicht des Deutschen rötete sich heftig. Verlegen schlug er die Augen nieder und trat einen halben Schritt zurück.

»Verzeihen Sie meine Unbeherrschtheit, Miß Mukek. Bitte, verzeihen Sie, ich wollte Ihnen nicht wehtun. Ich war nur – ich meine ...«

»Besorgt, ich könnte Ihr Geheimnis ausplaudern, nicht wahr«, vollendete sie den Satz und sah ihn ernst an.

Wenn Hauer nicht so erregt gewesen wäre, hätte er erkannt, daß diese Frau ihn niemals verraten hätte; um keinen Preis der Welt.

Doch momentan beherrschte ihn allein der Selbsterhaltungstrieb.

Fatina Mukek hatte erkannt, daß sein Füllhalter ein Geheimnis barg. Ein Wort von ihr zu einem der zahlreichen Geheimdienstbeamten der AVU würde genügen – und er war rettungslos verloren.

Doch hatte sie nicht soeben erwähnt, sie würde ihn niemals verraten? Nein, sie hatte das nicht wörtlich gesagt, aber Hauer glaubte dennoch zu spüren, daß sie nicht daran dachte. In dem Fall hätte sie sich bestimmt anders verhalten.

»Ich verstehe Sie noch immer nicht«, unternahm er einen letzten Versuch, sich von der Harmlosigkeit ihrer Beobachtung zu überzeugen.

Fatina lächelte ihn aufmunternd an und entgegnete:

»Lassen wir das, Mr. Hauer. Meine Augen haben schon vergessen, was sie gesehen haben. Auch meine Lippen werden schweigen wie die eines Fisches. Sie glauben mir doch, nicht wahr?«

Eindringlich sah sie den Ingenieur an, der den Kopf senkte und leise fragte:

»Warum tun Sie das für mich, Miß Mukek? Sie wissen doch, was Sie gesehen haben. Sie sind klug genug, um zu erkennen, was das zu bedeuten hat. Warum wollen Sie mir helfen?«

Forschend schaute er sie an, doch dann schlug sie die Augen nieder.

»Denken Sie einmal darüber nach, Mr. Hauer. Wir ägyptischen

Frauen verhalten uns anders als die Frauen Ihrer Heimat. Vielleicht sind wir mutiger als sie – wir können uns vielleicht leichter erklären, weil wir nicht von den Vorurteilen der sogenannten Schicklichkeit belastet sind.«

Manfred Hauer schluckte krampfhaft und starrte in das von Röte überzogene Gesicht der schönen Frau.

Widerstrebende Gefühle kämpften in ihm. Er konnte es nicht fassen, daß ihn Fatina – jene Frau, die er schon so lange bewunderte, vielleicht lieben könnte.

»Ich – ich – Miß Mukek, ich danke Ihnen. Darf ich – ich meine ...«, stammelte er überwältigt.

Sie lächelte und unterbrach ihn:

»Sie sind ein ausgezeichnete Ingenieur, Mr. Hauer, aber von Frauen verstehen Sie gar nichts. Sie sind ein törichter junger Mann – und ein Bär! Kommen Sie nun, sonst erregen wir noch Aufsehen. Denken Sie an meine Worte, und seien Sie vorsichtig. Ich hörte vor Tagen zufällig von einem Sicherheitsbeamten in Itoko, der Chef der Geheimpolizei wußte, daß sich in den Raketenwerken einige Agenten befinden. Der Mann sagte, es wären Funkmeldungen aufgefangen und eine nebengeordnete Übermittlungsstelle des amerikanischen Informationsdiensts ausgehoben worden. Bitte, seien Sie äußerst vorsichtig.«

Flehend blickte sie Manfred Hauer an, dessen Augen trotz der schlechten Nachricht plötzlich vor Glück leuchteten.

Als Fatina Mukek sich umwandte, um endlich zu den anderen zu gehen, vernahm sie noch, bevor sie hinter der Bunkerecke verschwand, Hauers Worte: »Danke, liebe Fatina!«

Minuten später stand er dicht neben ihr zwischen den Ingenieuren und Astronomen, die sich um Professor el Muglad gruppiert hatten.

Gerade sagte der Gelehrte erregt zu dem Chef der astronomischen Station:

»Hoffentlich stimmen unsere Berechnungen und Einstellungen, Nubia. Ich weiß zwar, daß man sich auf deine Elektronen-Rechenmaschinen verlassen kann, aber ich bin trotzdem beunruhigt. Die Rakete trifft in zwei Minuten hier ein.«

»Stimmt«, bestätigte Professor Nubia, ein Syrer und blickte auf die Uhr. »Dann wird dreihundertfünfzig Kilometer von hier entfernt der Scheitan in die Wüste fahren. Ich möchte nur wissen, warum die Bombe ausgerechnet mit Hilfe deiner Rakete gezündet werden muß. Das hätte Professor Dangheia doch viel einfacher haben können. Man hätte sie von hier aus fernzünden können.«

»Ja«, entgegnete el Muglad gereizt, »daran ist wieder einmal unser Kriegsminister schuld. Er wollte unbedingt bewiesen haben, daß man eine Super-Wasserstoffbombe auch mit einer kleinen Atomladung in dem

Sprengkopf einer Fernrakete zur Explosion bringen kann. Daher die Umstände mit meiner Rakete, die ich noch nicht einmal fernsteuern durfte. Es sieht beinahe so aus, als wollte der Kriegsminister schon morgen mit meinen Raketen die Atombombenlager der Ungläubigen in Europa oder Amerika in die Luft jagen.«

Der Astronom, Professor Nubia, lachte und sah wieder auf die Uhr.

Sie befanden sich in dem tief in der Erde angelegten Hauptbunker. Die Spannung unter den Anwesenden stieg von Sekunde zu Sekunde. In wenigen Augenblicken mußte weit draußen in der Wüste die Hölle losbrechen.

Unablässig starrte jedermann durch die schmalen, bleiglasgepanzten Sehschlitze, die alle nach Osten wiesen – dorthin, wo die Gewalten bald toben mußten.

Staatspräsident Abd el Mazar hielt sich mit seinen Ministern und Professor Dangheia in einem Nebenraum des Bunkers auf, und el Muglad war froh, daß er nicht neben dem Mann mit den harten Gesichtszügen zu stehen brauchte.

Abd el Mazar war viel mehr gefürchtet als beliebt. Es gab nur wenige Menschen, die es wagten, für einige Augenblicke in seine schwarzen Augen zu sehen, die immer wie in einem inneren Feuer zu glühen schienen.

Der Präsident kannte keine Rücksichten. Der mittelgroße, breitschultrige Mann verfügte über eine ungeheure Energie, und die Ziele, die er sich steckte, pflegte er auch meistens zu erreichen.

Professor el Muglad zählte mit lauter Stimme – viel zu langsam

schien sich der Sekundenzeiger über das Zifferblatt der Wanduhr zu bewegen. Die Spannung in dem Raum war fast fühlbar. Jeder starrte atemlos durch die Sehschlitze. Die Unterhaltungen waren längst verstummt. Überdeutlich hallte el Muglads Stimme durch den Raum.

Manfred Hauer war mehr als erregt. Vorsichtig schob er sich näher an Patina heran, bis er ihren Körper berührte. Er fühlte, wie die junge Frau sich sanft an ihn lehnte.

Hauer war in dem Augenblick nur glücklich. Was kümmerte ihn die dicht bevorstehende Atomexplosion? Er wußte, daß er von Patina Mukek wiedergeliebt wurde, und das genügte ihm vollständig.

Für einen Moment vergaß er sogar, wie ungeheuer wichtig es war, daß man in den USA von dem Versuch in Afrika erfuhr. Erst als Professor el Muglad »Null« rief, schreckte er aus seiner Versunkenheit auf.

Ein einziger Schrei ertönte. Wie hypnotisiert spähten alle nach Osten, wo unterhalb der noch tief stehenden Morgensonne plötzlich eine zweite Sonne aufzugehen schien.

Ungeheuer schnell strebte dort drüben ein grellweißer Blitz in den wolkenlosen Himmel.

Dann – kaum einen Sekundenbruchteil später – schien die eigentliche Bombe zu explodieren, entzündet von der kleinen Atomladung der genau im Ziel eingetroffenen Rakete.

Eine unübersehbare Feuerflut raste hinauf in die Atmosphäre. Stöhnend schlossen die Zuschauer vor dem grellen Schein die Augen, denen trotz der dunkelgefärbten Schutzbrillen Erblindung drohte.

Eine unvorstellbare Glut mußte dort herrschen; dort, wo durch die Hitze der Plutonium-Zündladung der Wasserstoff-Helium-Effekt eingetreten war.

Wasserstoffatomkerne spalteten sich in dem Augenblick und wurden zu Helium. Bei diesem Vorgang wurden so ungeheure Energien frei, wie man es vor Jahren niemals für möglich gehalten hätte.

Schrille Schreie gellten durch die Bunkerräume. Die Anwesenden gewannen den Eindruck, als dehnte sich die Feuerflut am Horizont

immer weiter aus. Zusammen mit gewaltigen Sand- und Gesteinsmassen, schoß das Glutmeer achtzig Kilometer hoch in den Himmel.

Erst dort oben, nahezu an der Grenze der irdischen Atmosphäre, entfaltete sich der Atompilz aus schwarzen Wolkenmassen.

Der Durchmesser der Glutsäule wurde auf etwa fünfzig Kilometer geschätzt. Wehe dem Lebewesen, das sich näher als fünfzig Kilometer an dem Detonationsort befand.

Die freiwerdenden Kernenergien entwickelten in allererster Linie Hitze. Die Temperaturen waren mit denen im Sonneninnern zu vergleichen, etwa fünfzig Millionen Grad Celsius.

Jedes Lebewesen, gleichgültig ob Mensch, Pflanze oder Tier, wäre von den Gluten in einem hundert Kilometer durchmessenden Gebiet augenblicklich getötet worden.

Die Sand- und Steinwüste unterhalb der Glutsäule verwandelte sich in wenigen Augenblicken in einen brodelnden Gesteinskuchen. Härtester Fels begann zu kochen und zu verdampfen.

Bedeutend heller als das Muttergestirn des Heimatsystems strahlte die gigantische, von Menschenhand erzeugte künstliche Sonne.

In allen Beobachtungsstationen liefen die vollautomatischen Kameras und Meßinstrumente. Jede Phase der Riesenexplosion wurde festgehalten.

Dreihundertfünfzig Kilometer entfernt war die Super-Wasserstoffbombe explodiert, doch den Zuschauern schien es, als betrüge die Distanz bis zu dieser Hölle nur wenige Kilometer, so gewaltig waren die in den Weltraum emporsteigenden Glut- und Gesteinsmassen.

Weit oben, mehr als achtzig Kilometer hoch, verwandelte sich der vor Sekunden noch strahlend blaue Himmel in einen schwarzen Höllenschlund. Unübersehbare Wolkenmassen breiteten sich in den höchsten Schichten der Atmosphäre aus.

Jedermann wußte, daß sie den millionenfachen Tod in sich trugen, denn sie waren mit den radioaktiven Nebenprodukten der Kernspaltung gesättigt. Solange sie noch so dicht geballt waren, brachten sie ganzen Landstrichen den Strahlentod.

Das alles hatte sich in wenigen Sekunden entwickelt. Schon klangen die ersten erregten Gespräche auf, als es von Osten her heranbrauste.

Jetzt erst kam sie – die ungeheure Druckwelle der gigantischen Explosion. Schneller als der Schall raste der glühheiße Orkan über das Land hinweg. Noch war von dem Donner der Explosion nichts zu hören, als es um die Bunker zu wehen begann.

Zuerst setzten lauwarne Windstöße ein. Kurz darauf jedoch schien die Hölle hereinzubrechen – und das in einer solchen Entfernung von dem Wirkungsherd der Bombe!

Es heulte, fauchte und zischte. Mit einer unwahrscheinlichen Geschwindigkeit raste die hochoverhitzte Druckwelle über die Wüste hinweg und jagte die Abhänge des Gebirges hinauf.

Gigantische Sandmassen wurden von ihr mitgerissen. In wenigen Sekunden waren der Horizont und die Umgebung in tiefschwarze Schleier gehüllt. Selbst die massiven, tief in den Felsen verankerten Bunker wankten. Es war, als würden sie von den Gewalten aus den Fundamenten gerissen.

Entsetzte Schreie ertönten. So hatte sich das niemand vorgestellt!

Draußen tobte das Inferno. Erst jetzt glaubte man Professor Sitto Dangheia, der stets behauptet hatte, die Druckwelle wäre so stark, daß sie sogar stabile Betonbauwerke und ganze Höhenzüge in einem Gebiet von zweihundert Kilometer Durchmesser vollkommen vernichten könnte.

Gegen diesen Orkan waren die heftigsten Wirbelstürme vergleichbar mit einem leichten Frühlingswehen.

Kaum war der erste Ansturm abgeklungen, trafen die Schallwellen ein.

Plötzlich dröhnte es derart ohrenbetäubend, daß man vermuten konnte, der Weltuntergang stünde unmittelbar bevor. Es war, als tobten zahlreiche schwerste Gewitter zur gleichen Zeit am gleichen Ort. Es war unbeschreiblich.

Aufstöhnend preßten die Menschen in den hermetisch abgeriegelten Tiefbunkern die Hände gegen die Ohren.

Allmählich verhallte der Donner in der Ferne. Doch draußen tobte

weiterhin ein gewaltiger Orkan, obgleich die eigentliche Druckwelle längst vorüber war.

Nun empörte sich die Natur. Mit großer Geschwindigkeit zogen sich gewaltige Wolkenmassen über der Wüste zusammen. Unzählige Gewitter begannen sich zu entladen.

Das war in dieser Gegend noch niemals vorgekommen, denn dort war der Himmel ewig blau.

Entsetzt starrten die Menschen in den Bunkern aus den Panzerglasschlitzen nach draußen. Sie sahen nicht viel, denn gigantische Sandmassen versperrten die Sicht.

Trotzdem war aber im Osten das grelle Glutmeer zu erkennen. Es leuchtete sogar durch die aufgewirbelten Sandmassen.

Es dauerte Stunden, ehe der Orkan langsam abflaute und die Donnerschläge verhallten. Schließlich begann es zu regnen; etwas Ungewöhnliches in der Wüste.

Doch weit hinter dem Horizont leuchtete es noch immer so grellweiß, daß die Sonne daneben verblaßte. Dort tobten nach wie vor die entfesselten Gewalten.

In dem Augenblick sagte Abd el Mazar zu Professor Sitto Dangheia:

»Der Versuch ist gelungen. Es ist eine furchtbare Waffe, die du entwickelt hast. Trotzdem bist du ein Narr! Wie konntest du es wagen, uns in Bunker zu bitten, die so nahe an dem Explosionsherd liegen? Danke Allah und seinem Propheten Mohammed für deinen bekannten und geachteten Namen. Wenn du nicht ausgerechnet Dangheia wärest, würde ich dich sofort erschießen lassen, denn du hast leichtfertig mit dem Leben deiner Herren gespielt!«

Drohend blickte der mittelgroße Mann mit dem breitflächigen, harten Gesicht auf den Kernphysiker, der, am ganzen Körper zitternd, aus den Sehschlitzen starrte und murmelte:

»Allah hilf mir! Was habe ich da geschaffen! Das ist furchtbar! Es kann das Ende der Menschheit bedeuten!«

»Was murmelst du vor dich hin?« wollte el Mazar wissen und trat mit vor Zorn funkelnden Augen auf den Wissenschaftler zu.

Seine Minister und höheren Offiziere sahen sich scheu und verstört

an. Sie wußten, daß der Staatspräsident nur noch mühsam seine Beherrschung wahrte. Wenn er den genialen Physiker nicht noch gebraucht hätte, wäre der Äthiopier jetzt tot gewesen.

Sitto Dangheia fuhr zusammen und wandte sich um.

»Es ist nichts, Herr«, entgegnete der sonst immer beherrschte Mann mit bebenden Lippen. »Ich ahnte nicht, daß sich die Explosion so furchtbar auswirken würde. Niemand von uns konnte das voraussehen, denn das war die erste Superbombe, und über die Versuche der Amerikaner konnten wir nichts erfahren. Verzeih, Herr, es lag nicht in meiner Absicht, dich wissentlich in Gefahr zu bringen.«

Abd el Mazar sah ihn einen Moment starr an und entgegnete dann wesentlich ruhiger:

»Ich glaube dir, Mann der Atome – und das ist dein Glück! Doch sei in Zukunft vorsichtiger. Die Beobachtungsstation muß mindestens noch hundert Kilometer weiter zurückverlegt werden.«

Als Professor Dangheia nickte, fuhr der Staatspräsident der AVU sachlich fort:

»Können wir den Bunker gefahrlos verlassen? Hier schützen uns die dicken Bleiwände. Aber was erwartet uns draußen? Wird die Gegend nicht radioaktiv verseucht sein? Vielleicht haben sich die Explosionswolken ausgeregnet, und draußen lauert der tückische Strahlentod in der Erde.«

Überlegend meinte Dangheia:

»Ich werde sofort die Beobachter und Auswerter in den Meßbunkern anrufen. Es läßt sich leicht feststellen, ob die Erde verseucht ist. Gedulde dich eine Minute, Herr.«

Nur wenige Meter nebenan schmiegte sich Fatina Mukek eng an den Mann, den sie unter so seltsamen Umständen gefunden hatte.

Niemand achtete auf die beiden jungen Menschen, denn die Ingenieure und Wissenschaftler standen in Gruppen zusammen und diskutierten erregt. Jeder wußte, daß sie nur knapp einer Katastrophe entgangen waren.

Zärtlich blickte Manfred Hauer in die schwarzen Augen der zitternden Frau, die ihm zuflüsterte:

»Das war schrecklich, Manfred. Wie können Menschen nur solche Dinge erschaffen! Wehe uns allen, wenn der despotische el Mazar eines Tages diese Waffen anwendet, um seine Macht noch mehr auszudehnen. Ich glaube fest, daß er sehr oft mit diesem Gedanken spielt. Grundlos versucht er nicht, den Haß gegen die sogenannten Ungläubigen in Europa und Amerika zu schüren. Du mußt deine Regierung sofort warnen. Hörst du! Sie muß schnellstens über den gelungenen Versuch informiert werden.«

Hauers Gesicht verfärbte sich.

»Das wird unverzüglich geschehen, Fatina. Hoffentlich kann man geeignete Gegenmaßnahmen ergreifen, um el Mazar den Trumpf wieder aus der Hand zu nehmen.«

»Das heißt mit anderen Worten, die Amerikaner und Europäer werden mit allen Mitteln versuchen, eine noch wirkungsvollere Waffe zu erschaffen, nicht wahr?« folgerte Fatina. »Warum können die Menschen nicht in Frieden auf der Erde leben, die doch für alle genügend Raum bietet?«

»Solange es Leute wie Abd el Mazar gibt, wird es in dieser Hinsicht keine Ruhe geben, Kleines«, entgegnete der junge Ingenieur ernst. »Wir können nur versuchen, die Menschheit vor den Schrecken eines weltweiten Atomkriegs zu bewahren. Deshalb werde ich noch heute meine Nachrichten an den US-Geheimdienst durchgeben.«

»Sei vorsichtig«, mahnte Fatina erblassend. »Denke an meine Warnung. Der Chef des hiesigen Geheimdiensts ist ein gefährlicher und sehr kluger Mann. Er hat bereits Verdacht geschöpft. Ich könnte es nicht ertragen, wenn sie dich verhafteten.«

»Keine Sorge«, versuchte Hauer sie zu beschwichtigen und löste sich rasch von der Astronomin, da Professor el Muglad näherkam. »Ich werde vorsichtig sein, Kleines. Wir fliegen in der gleichen Maschine nach Itoko zurück, ja?«

Wenn Fatina Mukek in dem Augenblick geahnt hätte, daß es außerhalb des Planeten Erde Wesen gab, die ebenfalls mit zunehmender Besorgnis die Entwicklungen auf der Erde verfolgten, wäre ihr Entsetzen wahrscheinlich noch größer gewesen.

Diese Intelligenzen waren nämlich der Ansicht, die Bewohner der Erde müßten nicht nur leichtsinnig, sondern sogar geisteskrank sein. Auf dem Himmelskörper, wo diese Fremden wohnten, stand man den irdischen Verhältnissen fassungslos gegenüber. Es erschien ihnen unbegreiflich, daß auf einem Planeten verschiedene Völker existierten, die sich mit solchen Waffen gegenseitig bedrohten und vielleicht sogar angreifen würden.

Deshalb war man auf der anderen Welt zu der Ansicht gekommen, die Bewohner der Erde würden sich auf große, interplanetarische Unternehmungen vorbereiten und entsprechend rüsten.

Das war auch der Grund für die immer häufiger gesichteten Einflüge fremder Raumschiffe. Man wollte erforschen, was auf der Erde tatsächlich gespielt wurde. Die Fremdintelligenzen bangten nämlich um den Frieden im Sonnensystem.

Auf der Erde gab es nur wenige Menschen, die ähnliche Gedanken schon einmal erwogen hatten. Diese Leute hüteten sich aber, ihre Überlegungen öffentlich preiszugeben, denn man hätte sie doch nur verspottet.

5.

Die Gila-Wüste im amerikanischen Staat Arizona ist eines der einsamsten und unfruchtbarsten Gebiete der USA. Sie wird etwa in ihrer Mitte von dem Gila-Fluß durchschnitten. Doch bereits wenige Meter vom Flußufer entfernt verliert sich der grüne Streifen wieder in den Sandmassen der Wüste, die auch im Jahre 1988 noch nicht bewässert und in fruchtbares Nutzland verwandelt worden war.

Vielleicht wäre das in den vergangenen Jahren geschehen, wenn die Raketenspezialisten und Weltraumexperten die Gila-Wüste nicht als geeigneten Ort für ihre ausgedehnten Start- und Versuchsfelder entdeckt hätten.

Spezialtrupps hatten zwischen dem Gila River und dem etwa einhundertfünfzig Kilometer nördlich zu ihm strömenden Williams

River die ersten Versuchsfelder und Startpisten angelegt.

Anschließend waren immer mehr Spezialisten eingetroffen. Es waren durchweg Raketenleute, die das große Gebiet zwischen dem Colorado, Gila River und dem Williams für ihre Zwecke beschlagnahmt hatten.

Östlich wurde der etwa einhundertfünfzig Kilometer im Quadrat messende Nordteil der Gila-Wüste von einigermaßen fruchtbarem Weideland begrenzt. Dort lag, ebenfalls am Gila, die Hauptstadt von Arizona.

Phoenix hatte sich seit der Errichtung der Raketenbasis zu einer bedeutenden Großstadt entwickelt, die ohne weiteres mit mittelgroßen Weltstädten konkurrieren konnte.

Die nördliche Gila-Wüste hatte sich für die startenden und landenden Großraketen als so ideal erwiesen, daß die Flugfelder heute die bedeutendsten der USA waren. Das war eine bemerkenswerte Tatsache, denn die White-Sands Prüffelder in New-Mexiko waren bereits hervorragende Anlagen.

Doch die Gila-Wüste war bei der weiteren Entwicklung vorrangig behandelt worden. Der Stille Ozean war nicht weit entfernt, so daß bei bestimmten Versuchen mit Großraketen die Schub- oder Starthilfestufen im Wasser gelandet werden konnten.

Heiß brannte die Junisonne auf die Wüste herab. Doch wenn man sie mit dem Flugschiff überquerte, entdeckte das Auge immer wieder sehr große Hallen und Gebäude.

Es handelte sich um die einzelnen Stationen der kilometerweiten Flugfelder, die als streng bewachtes Sperrgebiet galten.

Wer auf den Gila-Fields nichts zu suchen hatte, kam auch nicht hinein. Das verhinderten die unbestechlichen Radar-, Fernseh- und Tastgeräte, von denen die Zonengrenzen Tag und Nacht abgesucht wurden.

Außerdem existierten unzählige Warn- und Sperranlagen, die für ungebetene Gäste den Tod bedeuten konnten.

An den Hochspannungsumzäunungen warnten rote Schilder mit dem Totenkopfsymbol vor unbefugter Annäherung. Es war ausgeschlossen, unbemerkt die ausgedehnten Gebiete zu passieren.

Eindringlinge hatten so gut wie keine Chance.

Innerhalb der Zone, nahe dem Gila-Fluß, lagen die großen Raketenwerke, in denen sogar die größten Raumschiffe aus den gelieferten Einzelteilen gefertigt werden konnten.

Es war eine völlig neue Industrie, die sich auf den Gila-Fields entwickelt hatte. Überall auf der Welt fand man bereits gleichartige Werke; überall baute man kleine und große Raketen.

Außerhalb der Sperrzone war eine moderne Großstadt entstanden, deren Einwohnerzahl auf eine halbe Million angewachsen war.

Rocket City hatte man die neue Stadt genannt, denn in ihr wohnten fast ausschließlich Menschen, die etwas mit Raketen zu tun hatten.

Nahe den riesigen Fabriken befand sich die Hauptstation der Gila-Fields. Unübersehbar erstreckten sich die Startfelder und verloren sich in der Ferne.

Vor einer mehr als dreihundert Meter langen Montagehalle stand auf einer betonierten Rollbahn ein granatförmiges Flugschiff mit kurzen, scharf nach hinten zurückweichenden Dreieck-Flügelstummeln.

Das Höhenleitwerk war hoch über dem Schwanzende der kleinen, zweiseitigen Maschine angeordnet.

Unter dem Seitenruder lag die runde Düsenöffnung der Großbrennkammer, die in dem schlanken, hochglanzpolierten Rumpf verborgen war.

Die Sonnenstrahlen spiegelten sich auf dem glänzenden Metall wider, bei dem es sich um den sogenannten Leichtstahl handelte, aus dem auch die Großraketen erbaut waren. In Wirklichkeit war es das letzte Erzeugnis moderner Metallurgen. Es war ein Leichtmetall mit den Eigenschaften besten Edelstahls. Seine Zerreißfestigkeit war sogar noch dreimal höher.

Mehrere Männer standen vor der Maschine in der erbarmungslos niederbrennenden Sonne.

Einer von ihnen trug den schweren, druckfesten Schutzanzug der Höhenflieger, dessen Helm über eine große Sichtscheibe verfügte. Der Sauerstoff-Zuführungsschlauch baumelte über seiner rechten Schulter. Die Stahlflaschen mit dem komprimierten Gas befanden

sich schon in der Maschine.

Der Anzug glich ungefähr den Raumpanzern der Weltraumpiloten, nur war er nicht aus starren Formstücken mit Gelenkeinlagen hergestellt, sondern er schmiegte sich fest an den Körper an.

Der Mann in der Fliegerkombi war schlank, und sein sommersprossiges Gesicht wirkte sympathisch. Sein Mund war etwas zu breit, doch stets lag ein freundliches Lächeln auf den Lippen des rotblonden Mike Chester.

Schwitzend und fluchend ging der Raketeningenieur vor der Maschine auf und ab. Die noch anwesenden Monteure unterdrückten mühsam ein schadenfrohes Grinsen.

Mike Chester war Engländer. Die feuerroten Haare waren ein Erbteil seiner aus Irland stammenden Mutter. Mike war ein Mensch, auf den man sich hundertprozentig in allen Situationen verlassen konnte. Infolge dieses Charakterzugs hatte ihn der Chef der Gila-Fields auch zu seinem engsten Mitarbeiter gemacht.

Die beiden Männer waren inzwischen Freunde geworden, die sich gegenseitig vorzüglich ergänzten.

»Dem Himmel sei Dank«, sagte Mike Chester plötzlich und deutete erleichtert auf einen schweren Gasturbinenwagen, der mit hoher Fahrt die kilometerlange Rollbahn herabjagte. Anscheinend kam der Chef von dem großen Funk- und Radarturm hinter Montagehalle 9-A.

Ruckartig stoppte der Wagen dicht vor der Maschine. Ein etwa sechsunddreißigjähriger, hochgewachsener Mann mit einer durchtrainierten Figur sprang aus dem Fahrzeug.

Dunkelblondes Haar lag in Wellen über seiner hohen Stirn. Die aufmerksam blickenden Augen und das breite Kinn des Mannes waren die äußerlichen Zeichen seiner sprichwörtlichen Tatkraft und eisernen Energie.

Walter Himmert war Deutscher. Allerdings besaß er die amerikanische Staatsangehörigkeit schon seit vierzehn Jahren, sonst hätte man dem verhältnismäßig jungen Mann kaum die Leitung der wichtigen Gila-Fields mitsamt den Raketenwerken anvertraut.

Himmert war Dr.-Ingenieur und hatte auch sein Examen zum

Doktor der Astrophysik summa cum laude bestanden.

Er gehörte zu jenen Menschen, die mit großer Hartnäckigkeit ein einmal ins Auge gefaßtes Ziel verfolgten. Auf den Gila-Fields gab es viele Kollegen, die ihm seine hohe Stellung neideten. Besonders einige Professoren, die unter ihm als Abteilungsleiter arbeiteten, fanden es geradezu empörend, sich von einem so jungen Mann Anweisungen erteilen lassen zu müssen.

Doch in Washington hatte man gewußt, warum man Dr. Himmert zum Chef der Gila-Fields ernannt hatte. Er hatte zwei der vier Raumstationen entworfen und sie zusammen mit seinen wagemutigen Männern im Weltraum zusammengebaut. Er scheute sich nicht vor den schwierigsten Arbeiten und Aufgaben. In Situationen, wo es auf persönlichen Mut und Entschlußkraft ankam, konnte man sich stets hundertprozentig auf Himmert verlassen. Mit ihm konnte man immer rechnen.

Die Ingenieure und Monteure verehrten und bewunderten ihren Chef. Sie ließen ihn nie im Stich.

Mondwerk Luna II war von ihm erdacht und ebenfalls erbaut worden. Die modernsten und zuverlässigsten Raumraketen waren von ihm entwickelt worden. Wenn Himmert ein Problem anfaßte, dann wußten seine Mitarbeiter, daß er es auch zufriedenstellend löste. Er gehörte zu den Leuten, die an alles denken und niemals etwas vergessen. Die von ihm konstruierten Raumschiffe und überschallschnellen Raketenflugzeuge bewiesen das eindeutig.

Trotz der Intrigen gegen Himmert dachte man in Washington nicht daran, ihn abzusetzen. Dr. Himmert lachte nur, wenn ihm seine Mitarbeiter solche Reden zutrug.

»Na endlich, alter Himmelsstürmer!« empfing Ingenieur Chester den Freund in vorwurfsvollem Ton. »Das hat aber lange gedauert. Die Hitze hat mich fast in ein Brathähnchen verwandelt. Laß uns nun schleunigst die kühleren Höhenlagen aufsuchen.«

Dr. Himmert lachte belustigt und blickte leicht schadenfroh auf Chester, der an seinen Helmscharnieren zerrte und leise fluchte.

Auch die drei Monteure begrüßten ihren Chef in dem vertrauten Ton, der zwischen Himmert und seinen Untergebenen üblich war.

Trotz des kameradschaftlichen Verhältnisses wäre es keinem seiner Mitarbeiter eingefallen, es an dem nötigen Respekt fehlen zu lassen. Himmert war nicht nur ein ausgezeichnete Ingenieur, sondern auch ein großartiger Psychologe, der seine Leute zu nehmen verstand.

Er konnte gewiß sein, daß jede seiner Anweisungen prompt und gewissenhaft ausgeführt wurde.

Während auch Dr. Himmert seinen Höhenfliegeranzug anlegte, meinte er lachend:

»Wenn es dir zu heiß wird, mein Junge, so springe doch zwanzig Kilometer höher ab. Ohne Druckanzug natürlich! Du wirst überrascht sein, wie schnell sich dein Körper abkühlt.«

Mike Chester schmunzelte und erklärte:

»Das könnte dir so passen, Himmelsstürmer! Auch noch ohne Druckanzug! Müssen wir eigentlich unbedingt die Anzüge tragen? Die Maschine besitzt doch eine druckfeste Kabine mit einer Klimaanlage.«

»Trotzdem, alter Junge. Nimm die kleine Unannehmlichkeit in Kauf. Das Schiff ist noch nicht geflogen worden. Wenn es der Zufall will, entweicht uns in dreißig Kilometer Höhe die Atemluft explosionsartig aus der Kabine. Eine derartige Überraschung möchte ich nicht erleben. Die Anzüge schützen uns in jedem Fall.«

»Na schön, wie du willst«, brummte Mike und deutete auf die schlanke Maschine mit der meterlangen, nadelscharfen Bugspitze.

»Wie gefällt dir eigentlich dein jüngstes Kind? Ich finde, es ist wundervoll gelungen.«

»Hm!«

Dr. Himmert blickte flüchtig auf seine neueste Konstruktion und meinte dann geschäftsmäßig:

»Wir wollen erst einmal sehen, wie sich das ›Kind‹ in der Luft verhält. Erst wenn es meine Erwartungen hundertprozentig erfüllt hat, will ich mit ihm zufrieden sein. Die Viertausend-Kilometer-Grenze müßte die Maschine eigentlich spielend überwinden. Ich denke, wir gehen bei fünfunddreißig Kilometer auf volle Schubleistung.«

»Da werden die Bordwände aber noch relativ warm, Walt. Der

Reibungswiderstand der Atmosphäre macht sich bei dieser Geschwindigkeit auch noch in der Höhe unangenehm bemerkbar.«

»Macht nichts, die Kabine ist gut isoliert. Die Mondraketen erhitzen sich bei der Landung bis auf achthundert Grad Celsius, ohne daß es die Insassen bemerken.«

Er kletterte die schmale Leiter hinauf und schwang sich unter dem hochgeklappten Kabinendach auf den Pilotensitz.

Mike Chester folgte etwas langsamer. Er nahm auf dem Sitz hinter Himmert Platz. Flüchtig glitt sein Blick über die zwei kurzrohrigen Heckkanonen, die aus der Kabinenkanzel herausragten.

Die neue Maschine war speziell für die US-Luftwaffe konstruiert worden. Sie sollte als schneller Raketenjäger eingesetzt werden.

»Denkst du auch daran, daß wir scharfe Munition geladen haben?« fragte der rothaarige Ingenieur besorgt. »In dem Automatmagazin der Raketenkanonen vorn im Bug befinden sich acht Kampftraketen mit Atomsprengköpfen. Die Schnellfeuerkanonen vorn im Bug haben auch scharfe Munition gegurtet. Hoffentlich nehmen die Dinger die Luftreibungshitze nicht übel.«

Dr. Himmert lachte und schloß durch einen Knopfdruck das Kabinendach, das aus transparentem, widerstandsfähigem Kunststoff bestand und zwischen dessen Doppelscheiben die Kühlflüssigkeit kaum zu bemerken war.

»Keine Sorge, Mike. Auch daran ist gedacht worden. Die Magazine sind vor der Wärme gut geschützt.«

Wieder nahm der Chef der Gila-Fields eine Schaltung vor. Unmittelbar darauf strömte in die druckfeste Kabine reiner Sauerstoff ein. Auch die Klima- und Luftreinigungsanlage lief an.

Die Druckmanometer zeigten eine Atmosphäre an. Das war der erforderliche Innendruck, da sich die Maschine in sehr großen Höhen bewegen sollte, wo es kaum noch einige Luftmoleküle gab.

Die Helmscheiben der Anzüge waren noch geöffnet. Gewohnheitsmäßig steckten die Männer die Verbindungsleitungen des Bordtelefons in die Helmbuchsen und schnallten die Gurte der Sitzfallschirme fest.

Dann rief Dr. Himmert über das Sprechfunkgerät die

Bodenleitstelle an. Der dort diensthabende Funker meldete sich sofort.

»Alles klar, wir starten«, teilte Himmert kurz mit und schaltete auf Bordsprechfunk um.

»Es geht los, alter Junge. Ich bin nun doch neugierig, wie sich die Neukonstruktion bewährt.«

»Hoffentlich fliegt sie überhaupt«, meinte Chester anzüglich und grinste.

Himmert unterdrückte ein Lächeln und musterte den Freund im Rückspiegel.

Augenblicke später begann die Turbopumpe der schweren Brennkammer anzulaufen. Mit steigendem Druck preßte sie den neuen Treibstoff mit der hohen Strahlgeschwindigkeit aus den Flügeltanks durch die starken Druckleitungen.

In dem Treibstoff war der zur Verbrennung in luftleeren Höhen erforderliche Sauerstoff enthalten. Das war wieder ein Meisterstück der Chemiker. Jedesmal, wenn Himmert eine neue Maschine persönlich einflog, dachte er mit Hochachtung an die Männer, die den neuen Stoff geschaffen hatten.

Die Manometer zeigten jetzt an, daß die zum Start erforderlichen Drücke erreicht waren. Automatisch schaltete sich die Zündung ein.

Ein leises Rauschen klang auf. Weiße Wölkchen standen plötzlich hinter der Düsenöffnung im Schwanz des Flugzeugs.

Schnell wurden die Geräusche lauter. Es brodelte und zischte. Dann schoß plötzlich eine meterlange, schenkelstarke Treibgassäule aus der Brennkammer.

Rasch wurde der Strahl größer und war bald mehr als zehn Meter lang.

Das Arbeitsgeräusch des Raketenmotors steigerte sich zu einem unerträglichen Donnern und Dröhnen. Weißglühende Gasmassen peitschten aus der Düse des Triebwerks. Plötzlich setzte sich die Maschine ruckartig in Bewegung.

Die Beschleunigung war phantastisch. Die Reifen der drei Laufwerke kreischten auf dem Betonbelag der Rollbahn. Noch lauter wurde das Heulen. Unvermittelt hob die Maschine vom Boden ab

und raste in einem steilen Winkel himmelwärts. Schon nach wenigen Augenblicken war sie zu einem kleinen Punkt zusammengeschrunpft. Dann war sie verschwunden.

»Donnerwetter«, meinte einer der Monteure, die aus sicherer Entfernung dem Blitzstart zugesehen hatten, »das Fahrzeug besitzt aber eine unerhörte Schubleistung.«

6.

»Aufpassen, Walt, schräg über uns fliegt sie!« schrie Mike Chester mit sich überschlagender Stimme in sein Helmmikrophon.

Der Ingenieur hätte den Freund gar nicht aufmerksam zu machen brauchen, denn Dr. Himmert hatte den gelbglänzenden Kugelkörper längst gesehen.

»Bei allen Mondgeistern!« keuchte Chester, »ihre Fahrt ist rasant. Das sind bestimmt viertausend Stundenkilometer. Ob wir die erreichen können?«

Dr. Himmert preßte die Lippen noch fester zusammen. Sein Gesichtsausdruck wirkte in dem Augenblick hart und abweisend. Wer Himmert genau kannte, wußte, daß er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, was er unter allen Umständen auszuführen gedachte.

Der Raketen Jäger hatte sich in den höchsten Schichten der Stratosphäre hervorragend bewährt. Seine Höchstgeschwindigkeit lag über viereinhalbtausend Kilometer in der Stunde.

Auch auf die Bordanlagen konnten sie sich hundertprozentig verlassen. Die vollautomatischen Zielgeräte der starr eingebauten Bordwaffen brachten die Geschosse mit großer Genauigkeit ins Ziel. Davon hatten sich Himmert und Chester bereits überzeugt.

Sie befanden sich auf dem Rückflug nach den Gila-Fields, als Chester plötzlich den fremden Flugkörper über der Maschine bemerkte.

Beide Männer wußten sofort, daß wieder einmal eines der geheimnisvollen Schiffe aus dem Weltraum über den Vereinigten

Staaten aufgetaucht war. Dr. Himmert war darüber informiert, welche Beschlüsse die Regierungen der drei größten Staatenbünde gefaßt hatten. Er wußte auch, was man bezüglich der fremden Schiffe und deren Erbauer vermutete. Er hatte ja persönlich die großen Mondraketen mit den Waffen und Ausrüstungsgegenständen beladen lassen, die nun auf dem Mond eingebaut worden waren.

Himmert durchschaute nur zu gut, welche Gefahr aus dem Kosmos für die Erde heraufzog. Er ahnte, daß die verantwortlichen Regierungen die Sache noch immer viel zu leicht nahmen. Als er das fremde Schiff jetzt entdeckt hatte, zögerte er keine Sekunde mehr!

Er saß in dem neuesten und schnellsten Raketenjäger der USA. Seine Geschütze waren mit scharfer Munition gegurtet und das Magazin des großen Raketenwerfers enthielt sogar Kampfgeschosse mit Atomsprengköpfen.

Wortlos riß er die wendige Maschine herum und ließ das Triebwerk aufheulen.

Die Helmklappen hatten sie längst geschlossen. Sollte durch irgendwelche Umstände die Atemluft der Druckkabine plötzlich entweichen, waren sie in den Höhenanzügen geschützt.

»Beschleunige noch etwas mehr, Walt«, meinte Chester heiser vor Aufregung über die Bordsprechanlage. »Wir erreichen sie sonst bestimmt nicht. Ich glaube, die geheimnisvollen Insassen haben uns längst gesichtet. Ein mächtiges Gebilde ist das. Ich schätze, der Durchmesser der Kugelkonstruktion beträgt etwa dreißig Meter.«

Dr. Himmert sprach kein Wort. In angespannter Haltung saß er hinter dem Steuer. Sorgfältig hantierte er mit dem Halbkreissteuer der Ruder.

Wie ein feuerspeiender Teufel raste der Jäger schräg von unten her auf das fremde Schiff zu. Das Radar-Meßgerät zeigte die Entfernung von zweiundvierzig Kilometern an. Sie schien trotz der hohen Fahrt des Fremden doch schnell an ihn heranzukommen, das bewies das unbestechliche Radargerät.

Auf sechsenddreißig Kilometer zitterten die Nadeln der Höhenmesser. Die Luft war hier bereits sehr dünn. Doch der Raketenjäger führte seinen Verbrennungssauerstoff im Treibstoff

mit. Der Großbrennkammer machte es nichts aus, daß sie in immer dünnere Luftschichten geriet. Im Gegenteil – je höher die Maschine vorstieß, um so schneller schossen die glühenden Partikel der Treibgase aus der Düse, da der Luftwiderstand immer geringer wurde.

»Achtung – ich rufe Gila-Fields! Ich rufe Radarstation drei. Hier Himmert mit Jäger auf Probeflug. Gesichtetes Raumschiff etwa dreißig Meter im Durchmesser. Wir kommen rasch näher. Es scheint nur mit verhaltener Kraft zu fliegen. Jetzige Höhe vierzig Kilometer. Habt ihr uns in euren Radar-Fernbildgeräten? Könnt ihr uns sehen? Befinden uns über den Ausläufern der San-Bernadino-Kette südwestlich der Flugfelder. Meldet euch, hier Himmert.«

Laut und klar sprach der Chefingenieur in das Mikrophon des Bordfunkgeräts. Seiner Stimme war nicht die geringste Erregung anzumerken.

»Er hat seine Nerven wieder einmal zu Hause gelassen«, dachte Chester flüchtig, und ein verzerrtes Lächeln huschte über seine Lippen.

Dann kam die Antwort der Bodenfunk- und Radarzentrale durch.

»Achtung – ich rufe Dr. Himmert mit Raketenjäger. Hier Bodenzentrale, am Mikrophon Oberst Ridge, militärischer Befehlshaber der Gila-Fields. Wir haben Sie auf unseren Fernbildschirmen, Doktor. Die Radar-Fernbildtaster können Sie so lange verfolgen, bis Sie aus dem Tastbereich der Ultrakurzwellen geraten. Wir verständigen die Grenzradars an der Küste. Wenn wir Sie aus der Sicht verlieren, sollen die Luftüberwachungsstationen entlang der Pazifikküste die Weiterbeobachtung übernehmen und uns das Bild funken. Einverstanden, Dr. Himmert?«

»Einverstanden«, bestätigte der Chefingenieur.

Befriedigt bemerkte er, daß sie sich dem Raumschiff schon bis auf tausend Meter genähert hatten. Bald mußte der kugelförmige Riese in den Schußbereich aller Bordwaffen kommen.

Himmert hätte zwar jetzt schon feuern können, aber er wollte keinen Fehlschuß riskieren. Ihm war bekannt, daß die Intelligenzen in den Fahrzeugen über unbekannte Waffen von größter Wirksamkeit

verfügten. Die abgeschossenen Verfolgungsflugzeuge der US-Luftwaffe zeugten davon.

Wieder meldete sich die Erdzentrale.

»Hier Oberst Ridge. Ich rufe Dr. Himmert. Seien Sie vorsichtig, Doktor! Denken Sie an die Waffen des Gegners. Sie dürfen nichts riskieren. Ich bin für Ihre Sicherheit verantwortlich. Washington würde von mir Rechenschaft verlangen, wenn Ihnen etwas zustieße. Soeben startet ein Geschwader der Luftüberwachung. Vielleicht können Ihnen die Männer noch rechtzeitig zu Hilfe kommen. Greifen Sie bitte nicht vorher an. Sie flögen in Ihr Verderben.«

Die Worte des Offiziers hatten beschwörend geklungen.

Mike Chester blickte gespannt in den Spiegel vor dem Gesicht des Freundes. Er kannte ihn als Draufgänger. Richtig, nun spielte auch ein vielsagendes Lächeln um Himmerts Lippen. Er dachte nicht daran, auf die anderen Maschinen zu warten, wo der Gegner nur noch knapp sechshundert Meter vor ihm war.

Seine Maschine schoß mit einer Geschwindigkeit von viereinhalbtausend Kilometer pro Stunde auf den Fremden zu.

Mike Chester umklammerte die Lehnen seines Sitzes, als der Freund in das Mikrophon sprach:

»Hier Himmert für Oberst Ridge. Entfernung zum Gegner vierhundertzwanzig Meter. Ich greife an! Ende der Durchsage!«

»Nein – nicht!« schrie der Offizier entsetzt auf. »Sie fliegen in Ihr Verderben, Doktor! Die Unbekannten haben Sie längst gesichtet. Sie könnten Ihnen spielend entkommen, wenn sie nur wollten. Die warten nur auf Ihren Angriff, um für ihre Handlungen ein Motiv zu haben. Bitte liefern Sie es diesen Wesen nicht«

»Achtung, Bodenzentrale!« rief Himmert dazwischen. »Angriff beginnt. Die Burschen haben über der Erde nichts zu suchen. Ende!«

Dr. Himmert unterbrach entschlossen die Funkverbindung.

Von nun an ging alles sehr schnell. Die Geschehnisse spielten sich bei den hohen Geschwindigkeiten beider Flugkörper in Sekundenbruchteilen ab.

Mike Chester stöhnte auf, als er bemerkte, wie intensiv sich der verwegene Freund mit dem automatischen Radar-Zielgerät

beschäftigte, das den Gegner genau erfaßt hatte und festhielt. Noch einmal kontrollierte Himmert gewissenhaft. Fest umklammerte er das Steuer und jagte seine Maschine mit voller Motorenkraft direkt auf den gelbschimmernden Gegner zu. Das Flugzeug erzitterte unter dem Dröhnen der Großbrennkammer. Kilometerlang standen die nur langsam verglühenden Treibgaspartikel hinter der Maschine in der dünnen Luft.

Jetzt – jetzt war es soweit! Nur noch knapp dreihundert Meter!

In dem Augenblick drückte Dr. Himmert auf alle Knöpfe!

In rasendem Stakkato begannen die vier kleinen Schnellfeuerkanonen in den Flügeln und in der Bugspitze aufzubrüllen.

Blitzschnell schossen die deutlich sichtbaren Leuchtpurgeschosse auf das Fremdfahrzeug zu.

Die Maschine folgte ihnen mit hoher Fahrt, Chester schrie gellend auf. Der Freund mußte den Verstand verloren haben.

Wollte er die große Kugel rammen?

»Walt, sei vorsichtig!« schrie er entsetzt in die Bordsprechanlage und schloß von Panik erfüllt die Augen.

Doch Himmert wußte, was er wollte!

Bis auf knapp fünfzig Meter hatte er seine Maschine an den seltsamerweise nicht ausweichenden Gegner herangebracht, ehe er die Steuersäule kräftig nach links riß.

Doch einen Sekundenbruchteil zuvor zischte es heftig unter dem Hecksitz des rothaarigen Ingenieurs. Drei Kampfraketen schossen kurz hintereinander aus dem fest eingebauten Führungsrohr der Raketenkanone.

Lange Feuerstrahlen nachziehend, jagten die Raketengeschosse auf die gelbe Kugel zu. Sie mußten bei dieser geringen Entfernung unbedingt ihr Ziel treffen.

Die Brennkammer hinter Mike Chester heulte auf. Haarscharf an der Kugel vorüber, schoß das Flugzeug steil in den schwarzen Himmel hinein.

Mit glanzlosen Augen blickte Chester durch die Heckscheiben der Kanzel zurück.

Im gleichen Moment schrie er außer sich:

»Unsere Geschosse treffen nicht! Kurz vor dem Schiff sind sie nach allen Richtungen auseinandergestoben; die drei Raketen ebenfalls.«

Sofort blickte Himmert nach unten.

Tatsächlich! Die Pünktchen der Leuchtpurgeschosse verloren sich im Luftraum. Soeben explodierten die drei Raketen infolge der Selbstzündung.

Doch sie waren mehr als zwei Kilometer von dem fremden Schiff entfernt, das unbeirrt auf dem alten Kurs weiterflog. Es verhielt sich so, als wäre überhaupt nichts geschehen.

Mike fluchte unbeherrscht, während Dr. Himmert bitter lächelte.

Sein Anflug war vergeblich gewesen. Er hatte es geahnt!

Die geheimnisvollen Intelligenzen in den Flugkörpern verfügten über nicht sichtbare Mittel, mit denen sie die Geschosse kurz vor dem Auftreffen aus der Bahn lenken und umleiten konnten. Die Technik der Unbekannten mußte ungeheuer hoch entwickelt sein. Wahrscheinlich waren sie auf der Erde im Vergleich zu diesen Individuen von einem anderen Stern als Primitive zu bezeichnen.

Viele Kilometer hinter der Maschine leuchtete es grellweiß auf. Dort waren die Atomsprengköpfe der drei Kampftraketen detoniert.

Sie spürten nicht viel davon, und bald verloren sie bei dem schnellen Flug den mächtigen Feuerball aus den Augen.

»Wir greifen nochmals an«, sagte Himmert erbittert. »Ich will doch einmal sehen, ob ich die Burschen nicht bezwingen kann. Diesmal schieße ich auf dreißig Meter.«

»Du bist verrückt!« schrie Mike entsetzt und klammerte sich krampfhaft an seinem Sitz fest, da Himmert die Maschine stürzen ließ.

Sie waren noch sechsundvierzig Kilometer hoch. Nur knapp tausend Meter unter ihnen zog der Fremde seine Bahn.

Trotz des Sturzflugs ließ Himmert das Triebwerk weiterhin auf voller Schubleistung laufen. Der Jäger erreichte eine Wahnsinnsfahrt. Ungeheuer schnell kam das Kugelschiff näher.

Als Himmert gerade wieder auf die Feuerknöpfe der kleinen Bordkanonen drücken wollte, leuchtete es an der Bordwand der dahingleitenden Riesenkugel grell auf.

Chester und Himmert erblickten ein breites, blauschimmerndes Strahlenbündel, das auf sie zuschoß. Im nächsten Moment hatte es die Maschine auch schon erreicht.

Diesmal schrie selbst der sonst beherrschte Chefingenieur auf.

Seine Maschine erhielt einen so heftigen Stoß, daß sie sofort aus dem Zielkurs gerissen wurde. Sie mehrmals überschlagend, wirbelte sie durch den Raum.

Unmittelbar danach bemerkten die Männer den Brandgeruch. Heller Feuerschein brach aus der Trennwand zwischen dem Maschinenraum und der Pilotenkanzel hervor.

Gellend klang Chesters Stimme auf.

»Wir stürzen! Der Strahl scheint die Treibstoffpumpe zerschmolzen zu haben! Die vollen Leitungen brennen! Wehe uns, wenn die Tanks angegriffen werden. Wir müssen 'raus!«

Der Rothaarige war von Panik erfüllt. Mit zitternden Fingern begann er an seinen Anschnallgurten zu hantieren.

Himmert hatte die Maschine wieder unter seine Kontrolle gebracht, doch unaufhaltsam stürzte sie der fernen Erde zu. Sie reagierte nicht mehr auf die aerodynamischen Steuerruder.

Himmert warf rasch einen Blick nach hinten – und erstarrte!

Die Hälfte des granatförmigen Rumpfrückens war verschwunden, anscheinend abgeschmolzen. Die große Brennkammer sah aus wie ein verlaufener Metallklumpen, aus dem helle, meterhohe Flammen emporschlügen.

Chester hatte recht – die vollen Treibstoffleitungen brannten.

Der Chefingenieur traf blitzartig seine Entscheidung. Die Maschine mußte aufgegeben werden. Sie war nicht mehr flugfähig, zumal ein Teil der linken Tragfläche auch nicht mehr vorhanden war.

Was mußte das für ein seltsames Strahlenbündel gewesen sein, das ihnen aus dem Kugelschiff entgegengeschickt worden war?

»Laß die Finger von den Gurten«, forderte Himmert. »Wir können hier noch nicht aussteigen. Wir sind noch viel zu hoch! Die Fallschirme würden sich in der dünnen Luft nicht öffnen und später unter der hohen Fallgeschwindigkeit zerreißen. Ich halte die Maschine bestimmt noch. Bei zwanzig Kilometer sprengte ich unsere

Sitze aus dem Rumpf. Dort können sich die Spezialfallschirme öffnen und uns sicher tragen.«

Diese Worte verfehlten nicht ihre Wirkung, Chester gewann seine Selbstbeherrschung zurück.

Die Maschine stürzte immer schneller. Sich um ihre Achse drehend, raste sie in steilem Winkel auf die ferne Erde zu. Die gelbe Kugel war inzwischen verschwunden.

Ab und zu konnte Himmert den Jäger noch einmal kurzfristig auffangen, doch er begann immer wieder zu stürzen, da die halbzerstörte linke Tragfläche den Dienst verweigerte.

»Achtung! Halte dich bereit, Mike«, ertönte Himmerts Stimme aus dem Helmlautsprecher.

Chester stöhnte auf. Die Fliehkraft der fallenden Maschine drückte ihn fest in die Polster des Hecksessels.

»Jetzt!« schrie der Cheffingenieur und hob unter Aufbietung all seiner Körperkräfte die Rechte.

Es war ihm kaum möglich, den Andruck zu überwinden. Ihm war, als wäre sein Arm plötzlich einige Zentner schwer geworden. Dennoch schaffte er es, den breiten, roten Knopf an der rechten Bordwand zu drücken.

Ein Krachen ertönte, und das Kabinendach wurde abgetrennt.

Als es davonwirbelte, brach schlagartig ein Orkan in die ungeschützte Kabine hinein.

Noch waren sie zwanzigtausend Meter hoch. Trotz der dünnen Luft drohte sie der Sturm bewegungsunfähig in die Sitze zu pressen.

Erneut schlug Himmert auf den markierten Knopf – und damit waren sie gerettet.

Die kleine Sprengladung unter den beiden Sitzen explodierte, und ohne Schwierigkeiten überwand die starke Druckwelle die Fliehkraft.

Explosionsartig wurden die beiden Sessel mitsamt den Männern nach oben aus dem Rumpf katapultiert, der in Sekundenschnelle ihren Blicken entschwand und grellglühend in die Tiefe schoß.

Tausend Meter über dem Boden erstrahlte der Körper der Maschine in heller Weißglut. In dem Moment explodierte der Treibstoff in den großen Flügeltanks. Dort, wo Sekunden zuvor noch das Flugzeug

gewesen war, schoß eine blendende Feuerflut in den Himmel.

»Soeben öffnen sich die Fallschirme«, seufzte Oberst Ridge erleichtert und starrte unentwegt auf den großen Schirm der Radar-Fernbildgeräte. Deutlich waren die beiden Männer auf der Bildfläche zu erkennen.

Oberst Ridge, ein hagerer Mann mit stark gelichtetem Haupthaar, fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn.

»Leutnant Koligo«, wandte er sich an einen in seiner Nähe weilenden Untergebenen. »Setzen Sie sofort zwei schnelle Hubschrauber ein und fliegen Sie den Ort an, wo Dr. Himmert und Ingenieur Chester voraussichtlich landen werden. Wir geben Ihnen von hier aus über Sicht-Sprech immer den genauen Standort der Männer bekannt. Starten Sie sofort!«

Der Leutnant verschwand eilig. Minuten später hoben zwei schnelle Düsenhubschrauber ab.

Trotz der dünnen Luft in zwanzigtausend Meter Höhe hatten die Spezialschirme für Höhenflieger den Fall auffangen können. Sie bestanden aus dünnen, aber ungeheuer festen Kunststoffen.

Zwei Stunden später waren Dr. Himmert und Mike Chester gerettet. Wohlbehalten befanden sie sich in einem Hubschrauber.

Erschöpft sagte Mike:

»Verehrter Himmelsstürmer, heute hast du wieder unter Beweis gestellt, wie zutreffend dieser Beiname für dich ist. So einen Angriff habe ich noch nie erlebt. Das macht dir so schnell keiner nach.«

Dr. Himmert lachte still vor sich hin und dachte an die seltsamen Flugkörper mit den unidentifizierbaren Abwehrwaffen an Bord. Um welche Art von Strahlenbündel hatte es sich wohl gehandelt, das ihm den halben Jäger aus bestem Leichtstahl im Bruchteil einer Sekunde zerschmolzen hatte?

Mit diesem Phänomen beschäftigte sich der Chef der Gila-Fields noch, als er vor dem Hauptverwaltungsgebäude der Flugfelder aus der Maschine stieg.

7.

Zwei Tage nach den Ereignissen saß Dr. Walter Himmert zusammen mit Mike Chester, einigen seiner nächsten Mitarbeiter und zwei Herren von der US-Regierung zusammen.

Die Männer befanden sich in dem großen Arbeitszimmer des Chefindingenieurs, das absolut schalldicht von dem Vorzimmer getrennt war.

Die Gesichter der Anwesenden waren sehr ernst. Schwere Probleme waren bereits besprochen worden.

Einer der Männer aus Washington war Staatssekretär Nofford. Er gehörte zu den höchsten Beamten des amerikanischen Verteidigungsministeriums, dem auch die Raketenwerke und Laboratorien der Gila-Fields unterstanden.

Außerdem überwachte das Ministerium die Rüstungsfabrikation der Vereinigten Staaten. Für die Atomzentren und Großraketenfabriken war eine besondere Abteilung unter der Leitung von Staatssekretär Nofford geschaffen worden. Er unterstand nicht dem Verteidigungsminister, sondern war direkt dem Präsidenten der USA verantwortlich.

Außer Nofford hielt sich noch ein etwa vierzig Jahre alter, schlanker Mann im Arbeitszimmer des Chefindingenieurs auf.

Die Vollmachten dieses Mannes reichten vielleicht noch weiter als die des Staatssekretärs, denn Homer Mounty war der Chef des amerikanischen Sicherheits- – und Spionageabwehrdiensts.

Ihm unterstanden zahlreiche Spezialabteilungen der Bundespolizei und des Geheimdiensts. Informierte Leute behaupteten, Mounty wäre der wichtigste Mann im Staate, da von ihm die innere Sicherheit der USA abhinge.

Er hatte mit seinen Spezialisten dafür zu sorgen, daß jene Angelegenheiten, die als Geheimnisse galten, von Unbefugten auf keinen Fall entschleiert werden konnten. Dieser Aufgabe war im Jahre 1988 nur sehr schwer gerecht zu werden. Infolge der modernen Technik konnten die internationalen Spione auf zu viele Geräte zurückgreifen, die ihnen ihre Tätigkeit wesentlich erleichterten.

Bisher hatte Homer Mouny aber noch immer dafür sorgen können, daß die wichtigsten Staatsgeheimnisse niemals in fremde Hände gerieten. Auch war es ihm immer wieder gelungen, seinerseits wichtige Fakten aus dem Ausland zu erfahren. Zweifellos war dieser Mann ein Genie, dem man den Geheimdienstchef nicht auf den ersten Blick ansah.

Vor zwei Stunden war er zusammen mit dem korpulenten Staatssekretär angekommen. Dr. Himmert hatte keine Sekunde gezögert, mit den Männern zusammenzutreffen.

Stille lag über dem großen, getäfelten Raum in dem Hochhaus mitten in der Wüste. Nur Noffords schwere Atemzüge durchdrangen das Schweigen, das langsam unerträglich wurde.

Endlich räusperte sich Homer Mouny vernehmlich und meinte ruhig: »Gentlemen, ich denke, es ist sinnlos, stundenlang über die besprochenen Probleme nachzugrübeln. Der Abschluß Ihres Raketenjägers, Dr. Himmert, hat uns erneut bewiesen, daß die unbekannten Wesen aus dem Weltraum nicht nur zu ihrem Vergnügen in unsere Lufthülle einfliegen. Ich glaube zwar noch immer nicht daran, daß die seltsamen Flugschiffe wirklich aus dem Weltall kommen, da mir das zu unwahrscheinlich vorkommt. In meinem Beruf rechnet man nur mit einwandfrei erwiesenen und belegbaren Tatsachen. Damit will ich natürlich nicht bestreiten, daß sich auf anderen Planeten unseres Systems vielleicht Intelligenzwesen entwickelt haben, die uns in technischer Hinsicht weit überlegen sein können. Ich sage das unter Vorbehalt. Es ist nicht meine Aufgabe, mir darüber auch noch Sorgen zu machen. Ich habe genug damit zu tun, die Agenten der Afrikanisch-Vorderasiatischen Union auszuschalten und ihre gefährliche Wühlarbeit möglichst frühzeitig zu verhindern.«

»Ich stimme Ihrer Auffassung zu«, meinte Staatssekretär Nofford. »Ihre Spione und die anderen Schwierigkeiten spielen anbetrachts der jetzigen Situation eine untergeordnete Rolle, Mouny. Dem machtlüsternen Staatspräsidenten Abd el Mazar wünsche ich allerdings den Sturz durch seine Gegner.«

Dr. Himmerts und Chesters Blicke kreuzten sich.

»Was heißt hier überhaupt Afrikanisch-Vorderasiatische Union, Mounty«, fuhr Nofford auf gebracht fort. »Wir wissen, daß die Regierung der AVU alles andere als friedliebend ist. Uns ist auch bekannt, daß Abd el Mazar Atom- und Raketenzentren entwickelte, abgesehen von den anderen Rüstungsindustrien. Allerdings braucht er noch einige Zeit, bis er unsere Kapazität erreicht. In der Hinsicht brauchen wir uns vorerst keine Sorgen zu machen.«

»Man darf ihn deshalb aber keinesfalls unterschätzen«, warf der Geheimdienstchef sachlich ein.

»Heute kommt es nicht mehr auf die Vielzahl der Kriegsgeräte an. Die Zeiten sind vorüber! Ein etwaiger Krieg würde von jenem Staat gewonnen werden, der zuerst den Gegner mit Super-Wasserstoffbomben überfällt.«

»Sie irren sich, Mr. Mounty«, erklärte Dr. Himmert. Ein spöttisches Lächeln lag auf seinen Lippen. »Der gewisse Staat gewänne diesen Krieg niemals, Mr. Mounty! Wir sind nämlich sicher, daß bei gleichzeitiger Explosion von nur vier Superbomben unsere Erde in einen weißglühenden Gasball verwandelt würde. Die freiwerdenden Energien wären so ungeheuer und es entwickelten sich derart gewaltige Hitzegrade, daß die Wasserstoffkerne unserer Atmosphäre sofort darauf reagieren würden. Das Ende wäre eine Kettenreaktion der Wasserstoffkerne, die blitzartig die gesamte Atmosphäre erfaßte. Welche Energien in dem Fall freiwerden würden, ist Ihnen bekannt! Mit dem Wasserstoff-Helium-Effekt ist nicht zu spaßen! Ein Atomkrieg mit unseren heutigen Waffen bedeutet garantiert das Ende der Erde.«

Eine Weile schwieg er. Dann fuhr er mit lauter Stimme fort:

»Darüber wollen wir uns aber nicht unterhalten. Sollen sich die Herrschaften des internationalen Atomkontrollrats damit beschäftigen. Unser Sicherheitschef glaubt nicht daran, daß die fremden Flugkörper aus dem Weltraum kommen, nicht wahr?«

»Verdrehen Sie nicht die Tatsachen«, begehrte Mounty auf. »Natürlich kommen sie aus dem Raum, das ist erwiesen. Ich bezweifle lediglich, daß sie auf einem fremden Planeten von fremden Intelligenzen hergestellt werden.«

Nofford lachte humorlos auf und fuhr sich über seinen haarlosen Kopf.

»Natürlich, Sie glauben nicht daran! Aber wir tun es, geschätzter Herr Kollege. Wir wissen auch bestimmt, daß wir uns in der Hinsicht nicht irren. Solche Fahrzeuge können auf der Erde nicht gebaut werden. Hören Sie sich nur einmal die genauen Berichte an. Beispielsweise den des Geologen Dr. Manfield, der vor einigen Tagen auf dem Mond ein schreckliches Erlebnis hatte. Um ein Haar wäre er mit seinen Mitarbeitern von den unheimlichen Gespenstern aus dem Weltraum entführt worden. Angegriffen wurde er!«

»Ich kenne den Bericht. Er klingt seltsam, fast unglaublich.«

»Reden Sie doch keinen Unsinn«, fuhr Nofford wütend auf. Sein Gesicht war stark gerötet.

»Meinen Sie etwa, der Mann erzählte uns Märchen? Das sind Tatsachen, die uns der Leiter von Mondwerk Luna II bestätigen konnte. Dr.-Ing. Meyers erlebte den Angriff auf den Geologen fernbildlich mit. Als seine Raketenjäger endlich über der Geröllebene ankamen, waren die Burschen mit dem Kugelschiff gestartet. Die Geschosse unserer Jäger wurden abgelenkt und explodierten überall, nur nicht an den Bordwänden der gelben Kugel. Sie entwickelte bei der Flucht eine Beschleunigung, die von keinem Fahrzeug der Erde jemals auch nur annähernd erreicht werden könnte. Wir können uns nicht einmal erklären, von welchen Maschinen die geheimnisvollen Schiffe angetrieben werden. Äußerlich ist nichts zu erkennen. Fragen Sie Dr. Himmert, er erlebte es vor zwei Tagen. Sein schneller Jäger wurde von einer Waffe vernichtet, die so phänomenal sein muß, daß den Spezialisten des Verteidigungsministeriums der Atem stockte, als sie Himmerts Bericht erhielten. Sie glauben doch wohl nicht, daß ein Mann wie er ein Phantast ist?«

»Möchte ich Ihnen auch nicht geraten haben«, murmelte Mike Chester. Gleichzeitig warf er dem schweigsamen Freund einen aufmunternden Blick zu.

Der Geheimdienstchef lächelte sauer.

»Ich fürchte mich fast, Mr. Chester! In eurer Gegenwart darf man tatsächlich nichts gegen euren Chef sagen, wenn man nicht Gefahr

laufen will, sich alle Sympathien zu verschmerzen.«

»Seien Sie froh, daß es sich so verhält«, sagte Nofford und blickte wohlwollend auf Dr. Himmert.

Der Staatssekretär schätzte den Chefsingenieur außerordentlich. Er wußte genau, welche Qualitäten Himmert besaß.

»Na schön«, meinte der Geheimdienstchef, »kommen wir endlich zur Sache. Ich muß in einer Stunde in Washington sein. Nehmen wir also als unbedingt erwiesen an, daß die fremden Flugkörper von einer anderen Welt kommen und daß sich jene Intelligenzwesen auffallend stark für unsere Erde interessieren. Nehmen wir ferner als Tatsache an, die Geheimnisvollen wären uns, das heißt der Menschheit, absolut feindlich gesinnt und im Begriff, einen Angriff auf unseren Planeten vorzubereiten. Diesen Theorien kann ich nicht ohne weiteres zustimmen. Sie erinnern mich zu sehr an utopische Romane. Mir fehlen die fundierten Voraussetzungen für ein solches Handeln. Sie müssen doch zugeben, meine Herren, daß ich in logischen Bahnen denke, oder?«

Er bemerkte, daß das Lächeln der Männer einem ernsten Gesichtsausdruck gewichen war.

»Unsere Situation ist tatsächlich zu ernst, um darüber zu spotten oder sie mit der von Weltraumabenteuern zu vergleichen«, ergriff Nofford das Wort. »Es steht fest, daß wir von Wesen aus dem Raum beobachtet werden, und zwar schon seit vier Monaten. Daran ändert auch nichts der Unglaube unseres Geheimdienstchefs. Woher sollen die fremden Schiffe Ihrer Ansicht nach kommen, Mounty?«

Homer Mounty ließ sich durch die mit einem spöttischen Unterton gestellte Frage nicht aus der Ruhe bringen. Sachlich entgegnete er:

»Das sollten Sie eigentlich wissen, Nofford. Die Machthaber in der AVU haben sich zur Weltgefahr Nummer eins entwickelt. Abd el Mazar ist ein Diktator von außerordentlichen Fähigkeiten. Über die Ziele des Mannes sind wir bereits seit längerer Zeit gut informiert. Man braucht auch nicht besonders scharfsinnig zu sein, um zu erkennen, daß er seine bereits gewonnene Macht noch weiter ausdehnen möchte.«

Nach diesen einleitenden Worten legte er eine kurze Pause ein und

sah die Männer der Reihe nach an.

»Ich vermute daher, daß die seltsamen Kugelschiffe in den Urwäldern des Kongogebiets gebaut werden. Nahe dem Äquator befinden sich gigantische Raketenwerke. Sie liegen bei der ehemaligen belgischen Siedlung Itoko. Abd el Mazar verfügt über ausgezeichnete Wissenschaftlicher und Raketenspezialisten; die Mehrzahl von ihnen legten auf unseren Hochschulen ihre Staatsexamen ab. Die Leute können etwas – sie stehen unseren Ingenieuren durchaus nicht nach. Ich bin der Überzeugung, daß einem von ihnen eine neue Entdeckung gelang, die zur Konstruktion jener Flugkörper führte, die uns so in Aufregung versetzen. Da Probeflüge unerlässlich sind und sie nicht unbemerkt durchgeführt werden können, versuchen die Afrikaner, sie mit allen Mitteln zu tarnen, um uns in die Irre zu führen. Daher die Einflüge aus dem Weltraum – die Geschehnisse auf dem Mond und über den Gila-Fields.

Abd el Mazar will uns verunsichern. Wir sollen seine neuen Schiffe für Flugkörper von einer anderen Welt halten. Dieser Plan scheint ihm auch zu gelingen. Diesen Eindruck muß ich jedenfalls auf Grund Ihres Verhaltens und Ihrer Argumentation gewinnen.«

Staatssekretär Nofford preßte die Lippen fest aufeinander und wandte sich an den Chefindgenieur der Gila-Rocket-Fields.

»Was halten Sie davon, Doktor? Sie wissen, Ihre Meinung hat großes Gewicht, besonders in Washington. Mr. Mounty vertritt diese Ansicht nämlich nicht allein. Es gibt sogar viele Wissenschaftler, die dasselbe behaupten.«

Dr. Himmert zögerte keine Sekunde. Ohne Ausflüchte zu suchen, antwortete er klar:

»Mr. Mounty denkt unbedingt logisch. So könnte es sich verhalten! Ich sagte ›könnte‹, Gentlemen, denn leider sprechen allzuvielen Tatsachen gegen diese so einleuchtend vorgebrachten Hypothesen.«

»So?« äußerte der Geheimdienstchef gereizt. »Und die wären?«

Himmert unterdrückte ein Schmunzeln.

»Es sind die ungeheuren Beschleunigungen und Geschwindigkeiten der Flugkörper. Die irdische Technik kennt keine Triebwerke, die

auch nur mit einer annähernd gleichen Leistung aufwarten könnten. Nirgends konnten wir an den Kugelschiffen Düsen oder Brennkammern bemerken. Sie starten und landen völlig geräuschlos. Kein Treibgasstrahl ist auszumachen. Ihre Bewegungen in der Luft und im leeren Raum sind derart elegant und mühelos, wie wir es mit unseren besten Raumraketen nicht fertigbringen. Die fremden Körper schweben in der Atmosphäre, verharren auf dem gleichen Punkt und so weiter, als gälten für sie die irdischen Schweregesetze überhaupt nicht. Doch der beste Beweis gegen Ihre Vermutungen, Mr. Mounty, sind die Triebwerke der Flugkörper. An der Tatsache ist nicht zu rütteln! Antriebsaggregate mit einer solchen Leistung, von denen nicht einmal ein Gasstrahl oder eine Düse zu erkennen ist, können von der irdischen Technik nicht konstruiert werden.«

Der Sicherheitschef biß sich auf die Lippen. Zwischen seinen Brauen bildete sich eine scharfe Falte, als er antwortete:

»So! Und warum können sie nicht erzeugt werden? Wer gibt Ihnen die Gewißheit, Doktor, daß die Techniker und Physiker der AVU nicht ein völlig neuartiges Atomtriebwerk entwickelt haben, das mit solchen Schub- und Geschwindigkeitsleistungen aufwarten kann, ohne daß man Düsen oder Feuerstrahlen sieht? Auch könnte ein derartiges Atomtriebwerk absolut geräuschlos arbeiten – warum nicht?«

Dr. Himmert schüttelte den Kopf, während Mike Chester offen seine Heiterkeit zeigte.

Gelassen entgegnete der Chef der Gila-Fields:

»Verzeihen Sie, Mr. Mounty, aber Sie sprechen von einem Atomtriebwerk wie ein kleiner Junge vom Christkind! Sie wissen genau, daß unsere Kernphysiker in den vergangenen Jahren zwar erhebliche Fortschritte gemacht haben, daß es ihnen aber noch immer nicht gelungen ist, ein Atom-Raketentriebwerk zu entwickeln, das unseren modernen Brennkammern auch nur annähernd gleichkäme.«

»Den Physikern in Afrika könnte es gelungen sein«, behauptete Mounty hartnäckig.

»Es ist unmöglich, soweit sind wir noch lange nicht! Man hat schon Atomtriebwerke hergestellt. Sie waren alle übermäßig schwer,

gefährlich und brachten nicht die Leistung, wie unser neuer chemischer Treibstoff mit einer Strahlgeschwindigkeit von zwanzigtausend Meter/Sekunden. Die freiwerdenden Energien der zerfallenden Kerne eines Elements, beispielsweise Plutonium, äußern sich nur in der Form ungeheurer Hitzeentwicklungen. Unsere Atom-Kraftwerke, die die USA mit elektrischer Energie versorgen, arbeiten zwar mit sogenannten Atommeilern, in denen sich der Kernzerfall mühelos steuern läßt. Das heißt, die Kerne von Uran 235 zerfallen langsam und nicht explosiv. Doch sie erzeugen – wie gesagt – nur Wärme, mit der in den Großkraftwerken in Spezialkesseln gigantische Wassermengen zum Verdampfen gebracht werden. Dieser Dampf ist radioaktiv verseucht, und die Druckleitungen, durch die er zu den Großturbinen strömt, müssen gegen die starken Strahlungen durch schweres Blei abgeschirmt werden, ebenso die Atommeiler. Die Dampfturbinen, die Kondensatoren, in denen sich der Heißdampf wieder in Wasser zurückverwandelt, die unzähligen Röhren und so weiter, sie alle müssen abgeschirmt werden, da die radioaktiven Strahlungen äußerst intensiv sind.«

»Was hat das mit den Raketentriebwerken zu tun, Doktor?« meinte der Geheimdienstchef ungeduldig.

»Sehr viel, Mr. Mounty. Sie sehen, daß man die Energien zerfallender Atomkerne nur auf dem Umweg über den Dampf verwerten kann. Von den Dampfturbinen können Riesengeneratoren mit Leistungen von dreihunderttausend Kilowatt angetrieben werden. Das nützt uns in einer Rakete aber sehr wenig, denn für sie brauchen wir starke Schubleistungen nach den Newtonschen Gesetzen. Wir müßten Wasserstoff oder einen anderen Stoff durch den Atommeiler in Dampf verwandeln und ihn dann aus den Düsen stoßen, damit die erforderliche Schubleistung entsteht.«

»Na und – geht das etwa nicht, Doktor?«

Himmert bewahrte die Ruhe, Chester bewunderte den Freund, für den es schwer sein mußte, dem Laien gegenüber in verständlichen Ausdrücken zu sprechen.

»Natürlich geht es. Wir unternahmen entsprechende Versuche, die aber alle entmutigend endeten. Eine Atomrakete mit einem solchen

Triebwerk wird niemals in den Raum starten. Das dürfen Sie mir glauben.

Die Anlage ist viel zu schwer und zu unzuverlässig und leistet verhältnismäßig wenig. Obwohl der Wasserstoffdampf stark erhitzt wird, liegt seine Ausströmgeschwindigkeit um dreitausend Meter/Sekunden unter der unseres neuen chemischen Treibstoffs, der sich absolut zuverlässig verwenden läßt. Unsere modernen Brennkammern sind vollendete Aggregate. Explosionen, die vor dreißig Tagen noch an der Tagesordnung waren, kommen nicht mehr vor. Das wissen auch die Ingenieure der AVU. Warum sollten sie sich mit Atomtriebwerken abgeben?«

»Demnach gäbe es also niemals Raketen, die, von den ungeheuren Kräften des gespaltenen Atoms angetrieben, den Weltraum erobern, nicht wahr?« meinte Homer Mounty sarkastisch.

Dr. Himmert blickte ihn ernst an.

»Doch – solche Raketen wird es einmal geben! Nämlich dann, wenn unsere Kernphysiker soweit sind, wie die Wissenschaftler auf dem anderen Planeten sein müssen. Diesen Beweis liefern mir die fremden Raumschiffe. Wenn es uns gelungen ist, die freiwerdenden Partikel des Kernzerfalls zu steuern – das heißt, sie so zu lenken, daß sie nur nach einer Richtung abströmen – dann können wir damit beginnen, ein Raketentriebwerk zu entwickeln, das unseren heutigen Brennkammern mit ihren chemischen Treibstoffen zweifellos weit überlegen sein wird. Augenblicklich sausen die Kernteilchen noch nach allen Himmelsrichtungen davon und können daher auch keinen Rückstoß erzeugen. Habe ich mich verständlich ausgedrückt? Selbst wenn den Atomphysikern der Afrikanischen Union die Steuerung der Kernpartikel gelungen wäre, vergingen noch viele Jahre, ehe sie daran denken könnten, ein damit betriebenes Aggregat in eine Rakete einzubauen, denn dazu sind unzählige Versuche erforderlich. Das geht beim besten Willen nicht so schnell.«

»Okay«, meinte Staatssekretär Nofford lächelnd.

»Soeben sprach ein Wissender, Mounty. Schlagen Sie sich Ihre Ideen aus dem Kopf. Die fremden Schiffe können nur auf einem Planeten entwickelt worden sein, auf dem die Wissenschaftler über

größere Kenntnisse verfügen als wir hier auf der Erde.«

Der Geheimdienstchef betrachtete nachdenklich seine Zigarette und sah Dr. Himmert dann voll an.

»Ich glaube Ihnen, Doktor. Auf Grund Ihrer Ausführungen bin ich nun auch der Meinung, daß Sie recht haben. Nehmen wir die Umstände also als Tatsachen an. Wir werden von einer unbekannten Weltraummacht beobachtet und in einigen Wochen vielleicht schon bedroht, wenn nicht sogar ein Angriff erfolgt. Was ist zu tun? Zur Beantwortung dieser Frage benötige ich Ihren Rat, denn die Angelegenheit geht über meine alltäglichen Aufgaben weit hinaus.«

»Das haben wir schon besprochen, Mounty«, erklärte Nofford aufatmend, weil der wichtige Mann nun überzeugt zu sein schien.

»Die beiden Großstationen auf dem Mond haben wir bereits stark befestigt und durch modernste Abwehrwaffen geschützt. Die letzten Ereignisse weisen darauf hin, daß die Unbekannten an dem Erdtrabanten besonders interessiert sind. Vielleicht wollen sie ihn besetzen, um damit eine Basis nahe der Erde zu haben.«

»Gut, nehmen wir auch das als Tatsache an. Ich frage erneut: Was können wir mit unseren heutigen Mitteln unternehmen, um einen derartigen Angriff auf die wichtigen Mond werke abzuwehren? Wir sind auf das Uran des Mondes angewiesen. Unsere irdischen Minen sind durch den Raubbau der letzten Jahrzehnte fast völlig ausgebeutet.«

Nofford murmelte grimmig:

»Leider verhält es sich so, Mounty. Der Mond muß für die Erde unbedingt erhalten bleiben. Dort oben dürfen sich auf gar keinen Fall Fremde einnisten, denn dann wären wir mehr als bedroht. Es bleibt also bei den besprochenen Details, Gentlemen. Dr. Himmert ist der einzig richtige Mann, um die Abwehr auf Luna zu organisieren und aufzubauen. Washington bittet Sie also, Doktor, schnellstens zu starten und die erforderlichen Maßnahmen einzuleiten. Sie erhalten die allergrößten Vollmachten. Sie unterstehen nur den Regierungen der USA, der Vereinigten Staaten von Europa und der Lateinamerikanischen Union. Alle Regierungen sind bereit, Ihnen rückhaltlos zu vertrauen und Sie vollkommen eigenmächtig

gewähren zu lassen. Ihnen stehen die Hilfsmittel der ganzen Welt zur Verfügung. Geld spielt in dem Fall keine Rolle. Von mir aus können Sie Waffen und Materialien für zehn Milliarden Dollar anfordern. Es wird Ihnen alles schnellstens geliefert werden, und zwar ohne zeitraubende Rückfragen. Die Regierungen der drei Großstaaten haben sich zu diesem Zugeständnis durchgerungen, da man Sie kennt. Ich bitte Sie daher, Doktor, auf das Ersuchen der Regierungen einzugehen.«

Sprachlos starrte Mike Chester auf den Staatssekretär und meinte zu Himmert gewandt:

»Himmelsstürmer, hast du gehört, was unser höchster Vorgesetzter sagte? Du bist ein beehrter Mann. Wenn das kein Beweis allergrößten Wohlwollens ist, dann will ich von nun an nur noch Wasser trinken.«

Chester sorgte durch seine Offenheit für einen allgemeinen Heiterkeitsausbruch.

Nofford nickte und entgegnete:

»Richtig, Mr. Chester. Wir ersuchen Ihren verehrten Chef, die Bürde dieser schweren Aufgabe und die damit verbundene Verantwortung auf sich zu nehmen. Wir wissen genau, daß wir einen Mann wie ihn nicht nochmals finden.«

Jeder blickte gespannt auf Dr. Himmert, der mit ausdruckslosem Gesicht in einem Sessel saß.

Schließlich sagte er beherrscht:

»Es ist gut, Sir. Ich weiß, daß es um das Wohl der Erde und unserer Menschheit geht. Daher müssen meine persönlichen Wünsche zurückstehen, obgleich ich bedeutend lieber hier arbeiten würde. Wer soll während meiner Abwesenheit die Leitung der Gila-Fields und Raketenfabriken übernehmen?«

Nofford nickte erleichtert.

»Bitte, bestimmen Sie einen Ihrer Mitarbeiter, Doktor, der Ihr absolutes Vertrauen genießt. Sie können am besten beurteilen, wer während Ihrer Abwesenheit die Verantwortung für die Gila-Rocket-Fields mit ihren Werken, Konstruktionsbüros und den anderen Einrichtungen zur vollen Zufriedenheit übernehmen kann.«

Dr. Himmerts Blicke schweiften über sein Mitarbeiterteam hinweg. Schließlich konzentrierten sie sich auf einen älteren, grauhaarigen Mann.

Es war Professor Sixter, ein umsichtiger, tüchtiger Ingenieur, der von allen Leuten wegen seiner freundlichen und zuvorkommenden Art geschätzt wurde.

Professor Sixter wurde unsagbar verlegen, als jedermann auf ihn blickte. Beschwörend schaute er Dr. Himmert an, als dieser ihn fragte:

»Professor, wollen Sie mich hier vertreten? Sie genießen allgemeine Wertschätzung und verfügen über die erforderlichen Fähigkeiten. Es würde mich beruhigen und mir die Erfüllung meiner neuen Aufgabe erleichtern, wenn Sie zustimmten. Ich weiß, was ich sage, denn Sie waren vor zehn Jahren, als ich als unerfahrener Ingenieur hier ankam, mein Chef und Lehrer, dem ich mein Wissen und Können zu verdanken habe. Bestreiten Sie es nicht, Professor. Die Kollegen sind bestimmt mit Ihrer Ernennung einverstanden, nicht wahr?« wandte er sich an die Techniker und Wissenschaftler.

Alle nickten beifällig und ließen den Professor durch ihr Verhalten erkennen, daß er von ihnen akzeptiert wurde.

»Wenn Sie mich hier als stellvertretenden Chef anerkennen, bin ich bereit, die Stellung zu übernehmen, Gentlemen«, bedankte sich Sixter für das ihm entgegengebrachte Vertrauen. »Dr. Himmert, Ihre hohe Einschätzung meiner Person freut mich besonders.«

Nofford atmete nach dieser Zusage erleichtert auf und erhob sich aus dem Sessel. Er war froh, daß nun alle Schwierigkeiten vorerst überwunden waren.

»Kommen Sie, Mounty, unsere Aufgabe ist erledigt«, wandte er sich an den Chef des Sicherheitsdiensts. »Wir müssen in einer Stunde wieder in Washington sein. Doktor, wann fliegen Sie ab?« wollte er abschließend noch von Himmert wissen.

»Morgen früh startet Mondrak achtzehn mit Lebensmitteln für die Stationen. Ich werde das Schiff benutzen.«

Ehe der Geheimdienstchef den Raum verließ, sagte er zu Ridge:

»Oberst, Sie sind für die Sicherheit der Gila-Fields verantwortlich.

Seien Sie bitte äußerst wachsam. Denken Sie vordringlich an die Agenten der AVU, die sich für unsere Geheimnisse immer stärker interessieren. Ihr Werksicherheitsdienst wird in den nächsten Tagen um zweitausend Männer mit Spezialausbildung verstärkt werden. Ich halte das für notwendig in dieser Situation.«

Oberst Ridge erkundigte sich sofort:

»Besteht ein besonderer Grund für diese Maßnahme, Sir? Ist die Lage ernster geworden? Haben wir mit verstärkter Agententätigkeit zu rechnen?«

»Ja! Alle Anzeichen weisen darauf hin. Sie wissen, daß meine Leute sowohl in Afrika als auch in Arabien tätig sind. Vor drei Tagen explodierte in der westlichen Sahara die erste Super-Wasserstoffbombe. Abd el Mazar verfügt damit über die gleichen Atomwaffen wie wir. Bei diesem nach Macht und noch mehr Einfluß strebenden Mann bedeutet das eine Gefahr, die nicht bagatellisiert werden darf. Der Agent, der mir diese Informationen zukommen ließ, ist mein bester Mann in Afrika. Wir müssen mit zunehmender Agententätigkeit zweifellos rechnen. Entsprechende Berichte werden mir laufend übermittelt.«

»Das hat uns noch gefehlt!« murmelte der Offizier. »Ich tue mein Möglichstes, Sir, darauf können Sie sich verlassen.«

»Das weiß ich, Oberst. Auf Wiedersehen!«

Minuten später startete das schnelle Raketenschiff mit den hohen Staatsbeamten an Bord.

Wenige Stunden später waren die Regierungen der drei verbündeten Großstaaten über das Ergebnis der Besprechung informiert.

8.

Am nächsten Morgen nach der Konferenz in Dr. Himmerts Arbeitszimmer stoppte dessen Wagen auf Flugfeld drei der nördlichen Gila-Wüste.

Hier starteten und landeten die großen Mondraketen. Südlich des unübersehbaren, nur teilweise betonierten Platzes erstreckten sich die gewaltigen Montagehallen, in denen die Großraketen überprüft und betankt wurden.

Außerdem wurden die eigentlichen Mondschiffe dort senkrecht auf die Schubraketen gesetzt, die sie fast auf die erforderliche Reisegeschwindigkeit brachten, ohne daß die Treibstoffe der Rakete angegriffen wurden.

Zusammen mit Dr. Himmert stiegen Ingenieur Mike Chester und Professor Sixter, der stellvertretende Chef der Gila-Fields aus dem schweren Turbinenwagen.

Prüfend blickten die drei Männer nach der Riesenrakete hinüber, die senkrecht auf einer mehr als fünfzig Meter im Quadrat messenden Startplattform stand.

Die Mondrakete besaß eine spindelartige Form. Etwa in der Mitte des schlanken, silberglänzenden Leichtstahlkörpers begannen die großen, scharf nach hinten abfallenden Dreieck-Tragflächen, die bei der Landung auf der Erde das Schiff mehrere Erdumrundungen lang in den höchsten Luftschichten hielten. Dadurch wurde die rasende Fallgeschwindigkeit der Mondraketen fast vollständig aufgezehrt, obgleich sich die Körper bei diesem Vorgang rotglühend erhitzten. Das Material überstand die Belastung ohne Schaden. Die Kabinen und Laderäume waren entsprechend geschützt.

RAK-18 war sechzig Meter lang und befand sich mit den vier Steuerflossen und dem stark verjüngten Heck in den Halterungen der Schubrakete.

Diese war etwa halb so hoch, dafür aber fast fünfundzwanzig Meter stark. Sie war walzenförmig gestaltet und besaß gleichfalls riesige Tragflächen, da sie genauso gelandet wurde wie die Mondschiffe.

Ihre Tanks waren randvoll mit dem einzigartigen Treibstoff gefüllt.

Achtundvierzig Großbrennkammern waren in ihrem stumpfen, kreisförmigen Heck zu einem mächtigen Triebwerk vereinigt, das eine Schubleistung von fünfundzwanzigtausend Tonnen hatte. Das Gesamtschiff wog beim Start etwa dreizehntausend Tonnen. Es wurde allerdings fast um die Hälfte leichter, wenn sich die

leergebrannte Schubrakete im Weltraum von der eigentlichen Rakete löste, die von da an mit eigener Kraft weiterflog, bis sie ihre End- oder Reisegeschwindigkeit von rund dreizehn Kilometer pro Sekunde erreicht hatte.

Während die Schubraketen ferngesteuert zur Erde zurückkehrten, flogen die Mondraketen nach dem Abschalten der Brennkammern antriebslos weiter. Der Flug dauerte zirka fünf Tage. Da die weit in den Raum hineinreichende Schwerkraft der Erde unaufhörlich die antriebslose Fahrt der Raketen verringerte, war ihre Geschwindigkeit fast auf Null abgesunken, wenn sie in den Anziehungsbereich des Mondes gerieten.

Von da an steigerte sich die Fahrt wieder bis zur Fluchtgeschwindigkeit des Erdtrabanten, die dann mit Hilfe der Triebwerke kurz über den Landefeldern der Mondstationen aufgehoben wurde.

Die Schiffe setzten durch die automatische Steuerung so sanft auf, daß die Insassen nicht einmal einen leichten Stoß verspürten. Senkrecht auf ihren weit ausladenden Steuerflossen am Heck stehend, ragten sie nach der Landung so lange in den schwarzen Mondhimmel, bis sie von den Plattformaufzügen in die unterlunaren Hallen befördert wurden. Dort konnten sie ent- und beladen werden.

Jede Rakete verfügte noch über soviel Treibstoff in den Tanks, um selbständig wieder starten und auf der Erde landen zu können.

Bei einem Mondstart war nur eine Brennschlußgeschwindigkeit von rund 2,5 Kilometer/Sekunde zu erreichen. Sie lag etwas höher als die Fluchtgeschwindigkeit des Mondes, die 2,35 Kilometer/Sekunde betrug.

Durch diese Fahrt konnten die Schiffe mühelos der Mondschwere entfliehen und gerieten wieder in den Bann der Erdgravitation.

In Erdnähe hatten die Schiffe dann eine Geschwindigkeit von rund elf Kilometersekunden, die durch die Reibung in den obersten Luftschichten aufgezehrt wurde.

So vollzog sich die Landung der Mondraketen, ohne daß man große Treibstoffmengen dafür aufwenden mußte.

Die Art des Hin- und Rückflugs hatte sich als äußerst günstig

erwiesen. Jede Reise dauerte etwa fünf Tage irdischer Zeitrechnung.

Es gab auch Spezialraketen, die die Hin- und Rückfahrt in drei Tagen bewältigten. Man hatte diese Eilschiffe für besondere Zwecke erbaut. Da sie höhere Geschwindigkeiten erreichten, war ihr Treibstoffbedarf auch bedeutend höher. Daher konnten die Fahrzeuge nur eine Nutzlast von knapp vier Tonnen befördern, da sie nicht viel größer waren als die normalen, sechzig Meter langen Mondraketen.

Die drei Männer schritten rasch auf den senkrecht in den Himmel ragenden Giganten zu, der bewegungslos auf der mächtigen Rollplattform stand.

Die letzten Handgriffe waren bereits getan worden. Der leitende Ingenieur meldete Dr. Himmert die RAK-18 startklar.

Fast hundert Meter hoch ragte die auf ihrer Schubstufe wartende Mondrakete in den blauen Himmel Arizonas.

Die Zentrale mit den Kabinen und Laderäumen lag im vordersten Teil der Rakete. Der restliche Platz innerhalb des Rumpfes wurde ausschließlich von den Treibstofftanks beansprucht.

Ganz hinten, nahe der weiten, kreisförmigen Hecköffnung, waren die vierundzwanzig Großbrennkammern mit ihren Turbo-Treibstoffpumpen und den Leitungen angeordnet.

Zwölf Brennkammern waren schwenkbar installiert. Mit ihnen wurde die Rakete im Weltraum gesteuert, wenn schnelle Bewegungen erforderlich waren. Es war allerdings auch möglich, sie mit den dreidimensionalen Kreiselanlagen in den Flugrichtungen zu beeinflussen.

Rasch verabschiedeten sich Dr. Himmert und Mike Chester von ihren nächsten Mitarbeitern und bestiegen den kleinen Aufzug, der sie schnell zu der fast achtzig Meter über dem Erdboden liegenden Steuerbordluke des Raumschiffes brachte.

Der Aufzug lief auf einem schräg nach oben gerichteten Stahlgerüst, das wie eine überdimensionale Feuerwehrrampe aussah und auf einem wuchtigen Spezialfahrzeug montiert war.

Minuten später erfolgten die ersten Zündungen im Heck der Startrakete.

Die kurzen, unregelmäßig knallenden Flammenzungen verdichteten sich in Sekundenschnelle zu einem gewaltigen, weißglühenden Gasmeer, das von dem weiten Abgasschacht unter der Startplattform kaum aufgenommen werden konnte.

Erst dreihundert Meter von der Rakete entfernt brachen die glühenden Gase wieder zur Oberfläche durch. Turmhoch schossen sie in den Himmel hinein, und nur langsam verglühten die Partikel.

Nun arbeiteten die Brennkammern der Schubstufe mit voller Leistung. Es donnerte und heulte so unerträglich laut, daß den Beobachtern die Trommelfelle zu platzen drohten. Viele Kilometer weit war das Arbeitsgeräusch der Großbrennkammern zu hören.

Noch stärker wurde das Donnern. Durch den Riesenkörper ging ein Zittern. Langsam – fast zögernd, stieg er die ersten Meter, schien kurz über der Plattform in der Luft stillzustehen, um dann mit einem plötzlichen Anrucken senkrecht in den Himmel zu schießen.

Das Tempo steigerte sich unvorstellbar rasch. Die Insassen der Rakete wurden von der hohen Beschleunigung wie von Riesenfäusten auf ihre federnd aufgehängten Polster-Strecklager gepreßt, denn nur in liegender Haltung waren diese Belastungen zu ertragen.

Das waren die Unannehmlichkeiten der Raumfahrt. Sie dauerten so lange an, bis sich die Rakete dem unsichtbaren Bannkreis der Erdschwere entzogen hatte.

RAK-18 war mit Dr. Himmert an Bord zum Mond gestartet.

9.

Mit hohem Tempo jagte der offene Sportwagen über die breite, betonierte Straße.

Alle hundert Meter passierte er ein kleines Wachgebäude, vor dem jeweils zwei schwerbewaffnete Posten aufgezo-gen waren, die durch Sprechfunk mit den zahlreichen Groß-Wachstationen des Sperrgebiets von Itoko mitten im äquatorialafrikanischen

Kongobecken in Verbindung standen.

Das Sperrgebiet war kreisförmig angelegt. Es durchmaß fünfzig Kilometer. In ihm existierte ein zweites Sperrgebiet, das noch strenger und sorgfältiger bewacht wurde als das äußere.

Die innere Zone hatte der Wagen bereits passiert, und die beiden Insassen empfanden darüber unendliche Erleichterung.

Im Mittelpunkt der Hauptzone lagen die weitläufigen Komplexe der afrikanischen Raketenwerke mit ihren Nebenstationen und Forschungsstätten.

Es war schwer, einen Paß zum Verlassen der Zone zu erhalten. Nur die auf Grund eingehender Beobachtungen und Tests als verlässlich eingestuften leitenden Mitarbeiter durften zeitweilig hinaus.

Die Kontrollen an den Toren wurden extrem scharf durchgeführt. Jedermann mußte sich von Spezialisten des geheimen Sicherheitsdiensts gründlich untersuchen lassen. Dazu gehörte auch eine Durchleuchtung des ganzen Körpers. Die Kleidungsstücke wurden von besonders geschulten Beamten mit Spezialgeräten abgetastet.

Es war unmöglich, eine Nachricht oder geheime Konstruktionspläne hinauszuschmuggeln.

Fahrzeuge durften grundsätzlich nur außerhalb der Hochspannungsgitter der inneren Zone geparkt werden. Man wollte mit allen Mitteln verhindern, daß etwas aus den wichtigen Werken in die Außenwelt gebracht wurde.

Dem amerikanischen Geheimagenten Manfred Hauer war die Übermittlung seiner Nachrichten nur gelungen, weil er einen bestochenen Offizier der Spezialwachtruppen von Itoko als Verbindungsmann zur nächsten Geheimdienstzentrale benutzte.

Doch selbst dieser als unverdächtig geltende Offizier mußte stets günstige Gelegenheiten abwarten, wenn er nicht entlarvt werden wollte.

Es war ein sehr gewagtes und gefährliches Spiel, was der junge Ingenieur getrieben hatte, denn von nun an war es vorbei mit seiner Agententätigkeit.

Weiter glitt der schwere Wagen über die ebene Fahrbahn, die sich in weitem Bogen durch die busch- und baumbestandene Savanne

wand. Manfred Hauer saß am Steuer des Fahrzeugs. Sein markantes Gesicht war blaß und wirkte angespannt. In ihm vibrierte jeder Nerv, denn jede Sekunde konnte hinter ihm die Hölle losbrechen.

Neben ihm saß die junge Astronomin Fatina Mukek. Auch sie verspürte eine starke Erregung. Immer wieder spähte sie zurück und blickte danach angstvoll auf den geliebten Mann.

»Hoffentlich schaffen wir es noch«, flüsterte sie verstört und fuhr sich mit ihren schlanken Händen über die Stirn. »Wenn sie in der Innenzone unsere Flucht entdecken, kommen wir nicht mehr durch die Tore des äußeren Sperrgürtels. Manfred, warum hast du nicht auf mich gehört? Nun schwebst du in größter Gefahr?«

»Du doch auch, Liebes«, lächelte der junge Deutsche gefaßt und tastete schnell nach der Hand seiner Begleiterin.

»Ich liebe dich – ich liebe dich unendlich. Sie dürfen dich nicht verhaften. Um mich brauchst du dich nicht zu sorgen. Wichtig ist nur, daß du durchkommst.«

Was war geschehen?

Vor drei Stunden traf Fatina in dem Speisesaal eines der Werkrestaurants einen jungen Neger, der eine leitende Position im geheimen Werk-Sicherheitsdienst bekleidete.

Fatina wußte, daß sie der Dunkelhäutige liebte. Da sie im Interesse Hauers vieles von dem Beamten erfahren konnte, wies sie ihn nicht direkt ab, sondern ließ ihn in dem Glauben, daß auch er ihr nicht gleichgültig sei.

Der Angehörige des Geheimdiensts war so von seinen Gefühlen beherrscht, daß er nicht bemerkte, wie ihn die Ägypterin mit weiblicher List aushorchte.

Um ihr zu imponieren, erzählte er von einem großen Schlag, den der Chef des AVU-Geheimdiensts höchstpersönlich hätte führen können. In Khartum wäre eine wichtige Hauptzentrale der amerikanischen Spionage ausgehoben und deren Leiter verhaftet worden, ehe er die Giftpille hätte schlucken können.

Es wären Nachrichten gefunden worden, aus denen einwandfrei hervorginge, daß sich unter den engsten Mitarbeitern des Raketenspezialisten Professor Ogr el Muglad ein amerikanischer

Agent befinde. Der AVU-Geheimdienstchef wäre sicher, daß der verhaftete Agent den Mann persönlich kennen würde. Es wäre nur noch eine Frage von Stunden, bis man ihm den Namen entrissen hätte, da er unter der Einwirkung willenlähmender Medikamente befragt würde. Der Hauptagent sei sogar schon über die streng geheime Versuchsexplosion der neuen Super-Atombombe informiert gewesen.

Fatina Mukek war einer Ohnmacht nahe. Blitzartig erkannte sie, daß mit dem erwähnten Agenten nur Manfred Hauer gemeint sein konnte, denn sie wußte, daß ihn der Chef der amerikanischen Verbindungszentrale in Khartum namentlich kannte. Unter dem Einfluß der willenlähmenden Droge konnte der Mann, der nicht mehr rechtzeitig Selbstmord hatte begehen können, unmöglich seine Geheimnisse für sich behalten. Zweifellos würde er Hauers Namen ausplaudern, und damit befand sich der Ingenieur in akuter Lebensgefahr.

Fatina verzweifelte bald, bis es ihr endlich gelang, den Neger mit hinhaltenden Zusagen abzuschütteln. Verzerrt lächelnd nahm sie seine Einladung für den Abend an und reichte ihm zum Abschied die Hand.

Der Verblendete triumphierte. Er ahnte nicht, daß Fatina eilig die Werke verließ und sich nach dem nahen Itoko fahren ließ, wo die Werkangehörigen lebten.

Manfred Hauer bewohnte als leitender Ingenieur allein eine schöne Zweizimmerwohnung, die mit allen Bequemlichkeiten des Jahres 1988 ausgestattet war.

Es war Sonnabend, und er hatte gerade seinen Dienst beendet.

Aufgeregt berichtete Fatina, was sie in Erfahrung gebracht hatte.

Hauer wurde für einige Sekunden kreidebleich, ehe er sich wieder gefaßt hatte und klar überlegen konnte.

Sofort überschüttete er Fatina mit Fragen und wollte wissen, warum man ihn noch nicht verhaftet hätte.

Fatina konnte ihn auch über diesen Punkt aufklären.

Der Neger hatte berichtet, der Chef des AVU-Geheimdiensts, Jussuf Hakik, befände sich bereits auf dem Weg nach Itoko. Diese

Nachricht sei gerade durchgekommen. Er hatte den Namen des Agenten bisher noch nicht genannt, da er ihn persönlich verhaften wollte. Er mußte in spätestens zwei Stunden auf den Flugfeldern außerhalb der zwei Zonen landen.

In den Sperrgebieten selbst durfte kein Luftfahrzeug niedergehen.

Hauer erkannte, daß dieser Zeitgewinn seine einzige Chance war. Noch galt er als unbedingt vertrauenswürdig.

»Wir müssen sofort fliehen!« rief Fatina verzweifelt aus und sank dem geliebten Mann schluchzend in die Arme. »Flucht ist unsere einzige Rettung. Wenn wir die Sperrzonen verlassen haben, bietet sich uns eine Chance. Wir können in den nahen Urwäldern des Kongo untertauchen. Ich lasse dich nicht allein. Was soll ich hier ohne dich? Mein Leben wäre sinnlos.«

»Man stellt mir keinen Paß aus«, erwiderte Manfred mit belegter Stimme. »Du weißt, es ist sehr schwierig, eine solche Erlaubnis zu erhalten.«

»Sorge dich nicht. Ich kann die Pässe beschaffen, Liebster.«

Hauer starrte sie ungläubig an. Ein winziger Hoffnungsfunken war in ihm aufgeglommen. An sich konnte er sich das schon vorstellen, denn einer Frau wie Fatina Mukek konnte sogar der unerbittlichste Offizier nur schwer einen Wunsch versagen.

Fatina eilte davon und kehrte nach einer knappen Stunde mit zwei abgestempelten sowie unterschriebenen Pässen zurück.

Ingenieur Manfred Hauer und die Astronomin Dr. Fatina Mukek erhielten die Erlaubnis, die Sperrzonen über das Wochenende zu einer Jagdpartie in die nähere Umgebung zu verlassen. Außerdem hatte man Manfred Hauer einen Dienstwagen und eine Jagdwaffe genehmigt.

Fatina war ein Meisterstück gelungen, denn der verantwortliche Sicherheitsbeamte war mehr als streng und legte sonst die Vorschriften wortwörtlich aus.

Es grenzte wirklich fast an ein Wunder, daß er dem Charme der Ägypterin erlegen war und seine Prinzipien vernachlässigt hatte.

Hauer hatte Fatina vor Freude hochgehoben und herumgewirbelt. Doch sie vergaß keine Sekunde lang die Gefahr, in der sie

schwebten.

»Schnell, Manfred, wir müssen weg!« erinnerte sie ihn und holte ihn mit diesen Worten auf den Boden der Realität zurück. »In einer Stunde ist Jussuf Hakik, der Leiter der Staatspolizei, hier.«

Fast fluchtartig verließen sie Hauers Wohnung unter Zurücklassung aller Geräte. Sie durften keine Zeit mehr verlieren.

Glücklicherweise fanden sie gleich ein Taxi, das jedoch das innere Sperrgebiet nicht verlassen durfte.

An der großen Wache wurden die Pässe sorgfältig geprüft. Man fragte sogar noch einmal bei dem Aussteller der Dokumente zurück und ließ sich die Angaben bestätigen, ehe sie die Untersuchungsräume betreten durften.

Nachdem sie ihre Kleidungsstücke abgeliefert hatten, erfolgten die Durchleuchtungen. Unzählige Fragen wurden gestellt, ehe man ihnen die sorgfältig inspizierten Kleider wieder zurückgab und sie die innere Sperre passieren durften.

Man händigte Hauer auf seinen Wunsch eine moderne, überschwere Großwildbüchse mit Zielfernrohr aus, dazu hundert Schuß Explosivmunition. Er gab vor, Großwildjagen zu wollen.

Erst außerhalb der von Radargeräten überwachten Zäune erhielt er den zugesagten Dienstwagen. Sie bestiegen ihn und fuhren in nördlicher Richtung davon.

Sie hatten die strikte Anweisung erhalten, die Straße nicht zu verlassen, sondern direkt Nordtor Nummer drei anzufahren. Die zahlreichen Beobachtungsposten entlang der Hauptstraße wurden benachrichtigt.

Diese übersteigerten Sicherheitsmaßnahmen waren von Abd el Mazar persönlich angeordnet worden. Er legte größten Wert darauf, daß die Dinge, die in den Raketenwerken geschaffen wurden, unbedingt geheim blieben.

Manfred Hauer verspürte unsägliche Erleichterung, als das große Wachhaus ihren Blicken entschwand.

Das Schlimmste hatten sie überwunden, denn an der Außensperre fanden nur Paßkontrollen statt. Die dortigen Beamten und Spezialeinheiten wußten genau, daß Personen, die die Innenzone

passiert hatten, nichts Unrechtes bei sich führten.

»Wir sind zu spät, Liebster«, sagte Fatina verzweifelt und blickte wieder von Angst gequält zurück. »Die Untersuchungen dauerten zu lange. Der Chef der Staatspolizei kann jetzt schon gelandet sein. Wenn er vor uns an den Außentoren eintrifft, sind wir verloren.«

»Wenn!« entgegnete Hauer beherrscht und ließ den Wagen noch schneller über die Bahn rollen.

Ein höheres Tempo durfte er nicht wählen, wenn er keinen Verdacht erregen wollte.

Endlich tauchte hinter der nächsten Kurve die Station auf. Meilenweit liefen von ihr aus die Umzäunungen in die grüne Savanne hinein und verschwanden in der Ferne. In kurzen Abständen waren immer wieder kleine Wachtürme mit modernen Radar-Überwachungsgeräten zu sehen. Dort kam kein Mensch unbemerkt hinein.

»Allah ist groß!« flüsterte Fatina, etwas Hoffnung schöpfend und sah starr nach vorn. »Dort sind noch keine Wagen zu erspähen. Vielleicht schaffen wir es doch!«

»Wir schaffen es, Liebes!« versuchte er sie aufzumuntern. »Bestimmt hat man unsere getarnte Flucht noch nicht bemerkt. Das wäre nur der Fall, wenn der Geheimdienstchef meinen Namen gefunkt hätte. Falls wir dort vorn mit vorgehaltenen Maschinenpistolen empfangen werden, ist diese Situation eingetreten. Lege mir vorsichtshalber das Gewehr bereit, Fatina. Wehrlos sollen sie uns nicht bekommen.«

Fatina befolgte die Anweisung. Nur mühsam konnte sie ihre Fassung wahren, als Hauer vor der Wache stoppte.

Sofort traten einige Soldaten und ein Offizier heraus.

Als Hauer ihre Gesichter prüfend anschaute, wußte er, daß er gewonnen hatte. Sie waren noch ahnungslos und grüßten höflich die schöne Frau. Fatina erwiderte den Gruß mit einem gekünstelten Lächeln.

Auch in dem Ingenieur tobte eine ungeheure Spannung. Blitzschnell überflog er mit den Blicken die nähere Umgebung. Trotzdem zog er ruhig die Pässe aus der Tasche und reichte sie dem

Offizier.

Der Araber kontrollierte sie ebenfalls sorgfältig und gab sie dann dankend zurück.

»In Ordnung, Ingenieur Hauer. Du wurdest uns schon gemeldet. Warum wähltest du dir eine so schwere Büchse? Willst du Elefanten jagen?«

Der junge Mann beherrschte sich meisterhaft. Sein Herz pochte so heftig, daß er meinte, der Offizier müßte es jeden Augenblick hören.

Doch lachend entgegnete er:

»Nein, Verteidiger unserer wichtigen Raketenwerke. Wir wollen versuchen, in der Kongogegend ein Nilpferd aufzuspüren. Ich denke, für die Haut des Dicken ist die Büchse gerade schwer genug.«

Auch der Hauptmann lachte und erwiderte verbindlich:

»Ich wünsche dir viel Glück bei der Jagd. Allah sei mit dir und deiner schönen Begleiterin, die meine Augen entzückt. Denkt aber daran, daß ihr morgen abend spätestens um zwanzig Uhr wieder hier sein müßt. Du weißt, Ingenieur Hauer, daß die Gesetze unserer Herren in Kairo streng sind und unbedingt befolgt werden müssen.«

Hauer winkte zum Abschied und betätigte das Gaspedal. Scharf anruckend fuhr der Wagen durch die geöffneten Tore, die sich hinter ihm sofort wieder schlossen.

»Frei – endlich frei!« jubelte Hauer, als man ihn nicht mehr hören konnte. »Wir haben es geschafft, Liebes. Wir sind draußen! Das verdanke ich nur dir.«

Hoffnungsvoll blickte Patina auf den geliebten Mann. Von den Aufregungen erschöpft, sagte sie leise:

»Ich liebe dich doch, du Bär. Wie könnte ich dich allein lassen? Doch werde nun nicht übermütig. Zwar haben wir die schlimmste Gefahr überwunden, aber was wird jetzt? Deine Zentrale in Khartum existiert nicht mehr. Wie wollen wir Afrika verlassen? Bedenke, daß wir uns mitten im großen Kontinent befinden. Direkt vor uns beginnen die unendlichen Urwälder des Kongo. Wie wollen wir uns unbemerkt zur Küste durchschlagen? In spätestens einer halben Stunde gibt Jussuf Hakik Großalarm. Dann werden Millionen Augen und zehntausend Radar-Fernbildgeräte nach uns suchen. Sie werden

unseren Wagen bald gefunden haben.«

Hauer lachte unbeschwert auf.

»Meinst du etwa, ich wollte weiterhin die Straße benutzen, bis wir an der Küste des Indischen Ozeans sind? Dann wären wir so gut wie verloren. Nein, Liebes, für einen solchen Fall habe ich vorgesorgt. Zwar können wir uns nicht mehr nach Khartum wenden, aber in Mombasa gibt es noch eine Zentrale meines Geheimdiensts.«

»Mombasa? Wo liegt das?«

»Die Stadt liegt am Indischen Ozean in der Höhe des Kilimandscharo und nahe der Nordgrenze von ehemals Deutsch-Ostafrika.«

»Allah ist groß!« murmelte Fauna bedrückt und hielt nur mühevoll die Tränen zurück. »Und dahin müssen wir? Weißt du, daß es bis zum östlichen Meer fast zweieinhalbtausend Kilometer sind? Dazwischen liegen undurchdringliche Tropenurwälder und reißende Flüsse, einsame, wasserlose Buschebenen, riesige Seegebiete sowie unwegsame Gebirge. Die wenigen ausgebauten Straßen können wir nicht benutzen; die Fluglinien und Bahnen auch nicht. Wie wollen wir unbemerkt dorthin kommen?«

Hauer bemerkte ihre verzweifelte Stimmung und sagte tröstend:

»Es ist leichter, als du denkst, Liebes. Ich sagte dir doch, daß ich für eine plötzliche Flucht vorgesorgt habe. Meine Vertrauten haben schon vor zwei Jahren nicht weit von hier, an einem kleinen Urwaldfluß direkt auf dem Äquator, ein Depot angelegt. Dort vorn beginnt schon der Urwald. Die Steppe ist zu Ende. Wir müssen noch etwa fünfzig Kilometer auf der Straße durch den Wald fahren, dann kommen wir an das Versteck. Dort sind wir in Sicherheit.«

Zuversichtlicher blickte Fatina auf Manfred Hauer und legte ihre Linke auf seine rechte Hand, die das Steuer des Wagens umklammerte.

Die breite Fahrbahn war menschenleer. In diese Gegend verirrte sich nur selten ein Mensch. Erst in der Höhe des noch dreihundert Kilometer entfernten Kongostroms stieß die Werkstraße auf die große Autobahn, die den Kontinent von Küste zu Küste durchquerte. Dort verkehrten allerdings sehr viele Schnellfahrzeuge, zumal eine

Hauptbahnlinie parallel zu der Straße verlief.

Aber bis dahin würden sie gar nicht kommen, das war beruhigend zu wissen.

In dem Augenblick schoß der Wagen mit hellsingender Gasturbine durch das dichter werdende Unterholz. Plötzlich huschten rechts und links die gigantischen Urwaldriesen Äquatorialafrikas vorbei.

Das Auge wußte nicht, wohin es zuerst schauen sollte. Überall wanden sich dicke, saftstrotzende Lianen und andere Schmarotzerpflanzen die mächtigen Bäume hinauf. Bunte, betäubend duftende Blüten schaukelten an tropischen Sträuchern. Affen kreischten hinter dem vorüberrasenden Ungetüm her, und unzählige Vögel mit leuchtendem Gefieder flogen über den Wagen hinweg.

Es war eine unbeschreibliche Fülle von Eindrücken, die sich ihnen bot.

Bald wurde es düster auf der Straße, da sich hoch über ihr die dichten Blätterkronen der Urwaldriesen vereinigten und die Sonnenstrahlen nicht mehr hindurchließen. Eine Treibhaushitze wehte ihnen entgegen. Eilig überquerten verschiedene Waldtiere das schmale Betonband, das sich in dieser unberührten, verschlungenen Wildnis, wo noch Negerstämme auf der Kulturstufe von Steinzeitmenschen lebten, so ungeheuer fremd und störend ausnahm.

Seit einigen Minuten wurde Fatina wieder von Unruhe heimgesucht. Schlimme Ahnungen bedrängten sie. Immer häufiger sah sie auf die Straße zurück und versuchte, mit den Blicken das dichte Blättergewirr zu durchdringen.

Doch weit und breit war nichts zu sehen. Auch in der Luft waren keine Motorengeräusche zu hören. Wenn man Flieger zu ihrer eventuellen Verfolgung aufgeboten hätte, wären sie mitten in dem dichten Urwald von oben unmöglich auszumachen gewesen.

Das wußte auch Fatina Mukek. Deshalb richtete sie ihr Augenmerk mehr auf die Straße, wo Verfolger am ehesten auftauchen konnten.

»Sind wir nicht bald da, Manfred?« erkundigte sie sich mit bebender Stimme und forschte angstvoll in dem angespannten Gesicht des Mannes.

Hauer schreckte aus seinen Überlegungen auf. Er hatte schon über

die weitere Flucht nachgedacht.

»Gleich, Liebes. Noch zwanzig Kilometer, dann müssen wir den Wagen verlassen und zu Fuß in den Urwald eindringen. Wir müssen dann noch etwa sechs Kilometer zurücklegen, ehe wir den kleinen Fluß mit meinem gut getarnten Depot erreichen. Den Wagen stürzen wir vorher in den Maringo. Dann ist er spurlos verschwunden, und unsere Freunde können sich die Köpfe zerbrechen. Der Maringo ist ein breiter, reißender Fluß mit lehmgelbem Wasser. Wir überschreiten anschließend die Brücke und tauchen kurz hinter ihr im Wald unter. Dann sind wir unbedingt sicher.«

Doch Fatina ließ sich nicht mehr beruhigen. Sie fühlte, daß eine fürchterliche Gefahr drohte. Der afrikanische Geheimdienstchef mußte längst in Itoko gelandet sein und die Flucht des Agenten festgestellt haben. Sein Weg war nur zu leicht zu verfolgen.

»Was ist das eigentlich für ein Depot?« fragte Patina bebend, nur um sich etwas abzulenken.

»Wir finden dort vor allem Lebensmittel und moderne Waffen. Auch Kleidungsstücke für die verschiedensten Bedürfnisse und kosmetische Spezialhilfsmittel des Geheimdiensts gibt es dort. Ich kann mich in kurzer Zeit in einen echten Araber verwandeln. Die Masken sind vollendet und nur bei genauesten Untersuchungen durchschaubar. Du wirst als meine Schwester gelten, die ich nach der Sitte der freien Beduinen zur Ostküste bringe, um sie dort gegen reiches Entgelt zu verheiraten. Meine Schwester ist schließlich sehr schön, und der reiche Händler in Mombasa verzehrt sich vor Sehnsucht nach ihr, seitdem er sie in meinem Zelt unverschleiert gesehen hat. Ist das nicht wunderbar ausgedacht? Es klingt absolut unverfänglich. Niemand wird uns erkennen, selbst der beste Beamte der Staatspolizei nicht, da wir obendrein noch echte, unterschriebene und gestempelte Blankopässe haben, die ich nur meinen Wünschen entsprechend ausfüllen muß.«

»Man wird alle Leute in der Umgebung genauestens kontrollieren, und dabei können wir trotz der vollendeten Masken und der echten Pässe entdeckt werden.«

»Das werden wir eben nicht«, lachte Hauer grimmig auf und lenkte

den Wagen um eine scharfe Kurve.

»Wir bleiben einige Wochen in dem vorzüglich angelegten Versteck. Lebensmittel sind reichlich vorhanden. Da soll uns mal jemand in dem tropischen Urwald aufspüren! Wenn die Luft wieder rein ist, werden wir nachts verschwinden und im südlichen Sudan Pferde oder Kamele kaufen, wie sie Beduinen benutzen. Mit denen reisen wir zur nächsten Bahnstation und besteigen einen Zug nach der Küste, das ist alles. Heutzutage ist es selbstverständlich, daß ein Sohn der Wüste bei sich bietender Gelegenheit mit der Bahn fährt.«

»Wie wollen wir denn den viele hundert Kilometer weiten Urwald durchdringen, um in die Steppen des Sudan zu kommen?« fragte Patina voller Zweifel. Ängstlich erwartete sie die Antwort.

»Das wirst du bald erfahren, Liebes! In dem Depot lagern zwei der modernen Einmann-Hubschrauber, die man auf den Rücken schnallen und mit denen man vorzüglich fliegen kann. Dicht über den Baumkronen werden wir nachts nach Norden fliegen und uns tagsüber verbergen.«

Patina starrte überrascht auf den Mann, der alle ihre Einwände so klar widerlegen konnte. Er schien wirklich an alles gedacht zu haben.

In der Weise konnte die Flucht gelingen, denn Afrika war groß und von vielen Millionen Menschen bevölkert.

Gerade wollte Patina, die sich nun beruhigt hatte, noch eine Frage stellen, als sie in dem Rückspiegel ein schemenhaftes Gebilde auftauchen sah. Blitzartig fuhr sie herum – und schrie gellend auf.

Knapp einen Kilometer hinter ihnen raste ein graues, flaches Fahrzeug über die Straße.

Das war der befürchtete Verfolger! Patina fühlte es.

Hauer warf nur einen Blick nach hinten – und wußte Bescheid!

Das war tatsächlich einer der leichten, ungeheuer schnellen Panzerwagen des Sicherheitsdiensts. In wenigen Augenblicken mußte er sie eingeholt haben, denn ein solches Tempo vermochte Hauer's Fahrzeug niemals zu entwickeln.

»Da sind sie!« schrie Fauna und brach in Tränen aus. Resignierend sank sie in ihrem Sitz zusammen.

»Wir sind verloren. Allah hilf uns! Die Beamten verfügen über

schwere Maschinengewehre in ihrem Panzerwagen.«

Manfred Hauer hatte den lähmenden Schreck in Sekunden überwunden. Den Fall hatte er vorausgesehen und deshalb die überschwere Großwildbüchse mitgenommen.

Schon längst hatte er sich überlegt, was er beim Auftauchen eines sie verfolgenden Fahrzeugs zu tun hatte.

Deshalb rief er klar und scharf durch den Fahrtwind:

»Keine Sorge, Liebes! Ich werde den Fahrer des Wagens erschießen. Eine andere Wahl habe ich nicht. Rücke näher zu mir und umklammere mit beiden Händen das Steuer. Du mußt den Wagen eine Weile fahren.«

Sofort hatte sich die Ägypterin wieder gefaßt. Sie wußte, daß es nun um den letzten Einsatz ging und sie Manfred Hauer nicht durch ihre Nervosität im Stich lassen durfte.

Ohne Widerrede rückte sie an Hauer heran, umfaßte fest das Steuerrad und trat gleichzeitig auf das Gaspedal.

Der Ingenieur zwängte sich dicht an die linke Wagentür, um ihr Platz zu machen. Dann erkundigte er sich:

»Kommst du zurecht? Sei vorsichtig!«

»Ja, klettere auf den Rücksitz«, erwiderte sie und sah starr nach vorn auf die Straße, über die der Wagen dahinstraste.

Hauer richtete sich vorsichtig auf und ließ sich dann nach hinten fallen.

Sofort nahm Fatina seinen Platz ein und hatte den Wagen nun sicher in der Gewalt. Sie war eine ausgezeichnete Fahrerin. Nach wenigen Augenblicken zeigte die Tachometernadel hundertundvierzig an. Das war die Höchstgeschwindigkeit des Fahrzeuges.

Der junge Ingenieur erkannte, daß der leichte Panzerwagen der Beamten um sechzig Kilometer schneller war. Er mußte sie in wenigen Augenblicken eingeholt haben. Die anfängliche Entfernung von einem Kilometer hatte sich bereits auf knapp vierhundert Meter verringert.

Von nun an handelte Hauer zielbewußt.

Er kniete auf dem Fondsitz und legte den langen Lauf der

überschweren Elefantenbüchse auf das zurückgeklappte Verdeck, wodurch die leichten Fahrtstöße ausgezeichnet gedämpft wurden.

Die Waffe war ein Vollautomat, und das Magazin faßte zehn Schuß der langen, 13,2 Millimeter starken Geschosse, die eine ungeheure Durchschlagskraft besaßen.

Hauer war ein hervorragender Schütze. Er wußte, daß er mit der Präzisionsbüchse, deren Zielfernrohr zehnfach vergrößerte, auf fünfhundert Meter ein zehn Zentimeter durchmessendes Ziel treffen konnte. Er benutzte sie nicht zum erstenmal.

Auch kannte er die leichten Panzerwagen des Sicherheitsdiensts. Der Fahrer saß gedeckt hinter einer elf Millimeter starken Panzerplatte, in der nur ein schmaler Sehschlitze eingelassen war. Sonst war der Wagen offen, aber auf den Seiten ebenfalls gepanzert.

Die Geschosse der Großwildbüchse enthielten starke Pulverladungen. Es bestand kein Zweifel, daß sie mit ihren Stahlkernspitzen die Front-Panzerplatte durchschlagen und dann explodieren würden.

Hauer wußte, daß der erste Schuß den Fahrer und der zweite den Beifahrer treffen mußte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, von dem Maschinengewehr der Verfolger unter Feuer genommen zu werden. Bis jetzt schienen sie ihn noch unverletzt verhaften zu wollen.

»Schieß doch!« schrie Fatina verzweifelt. Sie konnte nicht verstehen, daß der Geliebte in dieser kritischen Situation noch so ruhig war und abwartete.

Doch der junge Deutsche wußte, was er wollte!

Bis auf zweihundert Meter hatte er den Gegner herankommen lassen. Inzwischen hatten sie eine lange, gerade Strecke erreicht. Das war die Chance!

Der Ingenieur beobachtete durch das Zielfernrohr.

Noch hundertfünfzig Meter war der leichte Panzerwagen entfernt, als Hauer den rechten Zeigefinger krümmte.

Dröhnend entlud sich die schwere Büchse. Ein meterlanger, grellweißer Feuerstrahl zuckte aus dem Lauf.

Im nächsten Sekundenbruchteil beobachtete Hauer durch das

Zielfernrohr, wie direkt über dem kaum sichtbaren Sehschlitz des Fahrers ein winziges Loch entstand. Sofort danach zuckte es hinter der Panzerplatte grellweiß auf. Ein Blitz schoß in die Urwalddämmerung hinein.

Im gleichen Augenblick hatte Hauer nochmals geschossen. Nun brach etwa einen halben Meter links des Fahrersitzes ein zweiter Blitz aus dem Wageninnern hervor.

Hauer verspürte Erleichterung und auch eine gewisse Spur von Genugtuung. Er sah, wie der mit fast zweihundert Stundenkilometer über die Betonbahn rasende Panzerwagen ins Schleudern geriet. Die Reifen quietschten auf dem Betonbelag, dann jagte das Fahrzeug nach einem erneuten Schlingern direkt in den Urwald hinein.

Es krachte und splitterte, als es nach wenigen Metern gegen einen Urwaldgiganten prallte. Steil richtete sich der gepanzerte Wagen an dem Baum auf und flog in die Höhe. Beim Rücksturz ereignete sich eine starke Explosion, von der die Fahrzeugtrümmer in die Umgebung gewirbelt wurden.

Fatina steuerte ihren Wagen um die nächste Kurve, und das Schreckensbild verschwand aus Hauers Gesichtsfeld.

»Geschafft, Fatina!« rief er. »Da vorn ist die Brücke! Es war höchste Zeit. Fahr langsamer. Wir müssen hier stoppen.«

Dicht vor der Brücke über den breiten Maringo kam das Fahrzeug zum Stillstand.

Die Astronomin nahm die Hände vom Steuer und fuhr sich hastig über die Stirn. Mit bebenden Lippen sagte sie:

»Beeile dich, Manfred. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Der nächste Verfolger läßt bestimmt nicht lange auf sich warten.«

Hauer stieß sie förmlich aus dem Wagen, warf ihr die Büchse mit der Munition und ihre Gepäckstücke zu. Dann setzte er sich wieder hinter das Steuer. Die Tür ließ er offen.

Unterdrückt schrie Fatina auf, als er die Fahrbahn verließ und mit dem Wagen über den breiten Grasstreifen am Flußufer fuhr.

Kurz vor dem senkrecht abfallenden Felsufer verließ Hauer mit einem gewagten Sprung das Fahrzeug, das eine Sekunde später weit über den Abhang hinausraste, und, sich mehrmals überschlagend,

sechs Meter tief hinabstürzte.

Der Wagen schlug auf dem Wasser auf. Es gurgelte und rauschte – und im nächsten Moment war er spurlos in den reißenden Fluten verschwunden.

Hauer hatte sich bei dem Sturz nur einige Hautabschürfungen zugezogen.

Sorgfältig verwischte er die kaum sichtbaren Reifenspuren im Ufergras und eilte unverzüglich zu Fatina zurück.

»So, Liebes, sie können lange nach dem Wrack suchen. Komm nun! Wir müssen über die Brücke, dann sind wir gerettet.«

Keuchend eilten die zwei jungen Menschen über die Brücke. Nachdem sie noch etwa fünfzig Meter auf der Straße weitergerannt waren, zog Hauer die Ägypterin an einer einigermaßen lichten Stelle in die grüne Hölle hinein.

Auch hier war er darauf bedacht, keine verräterischen Spuren zu hinterlassen.

Sie mußten sich jeden Schritt in die Wildnis erkämpfen, zumal Hauer nicht das Haumesser benutzen durfte, um den Verfolgern keine Hinweise auf ihren Fluchtweg zu geben.

Das Geschrei der Affen verstummte nach einer Weile. Anscheinend hatten sich die Tiere an die Eindringlinge gewöhnt, und ihr Instinkt sagte ihnen, daß für sie von diesen Menschen keine Gefahr ausginge.

Als die ersten Hubschrauber des afrikanischen Geheimdiensts dicht über den Baumkronen die Straße entlangflogen und unmittelbar darauf mehrere Panzerwagen die Maringo-Brücke passierten, befanden sich Hauer und Fatina längst auf dem Weg zu dem geheimen Depot.

Keiner der sie verfolgenden Geheimdienstleute kam auf die Idee, in den schlammigen Fluten des Maringo nach dem Wagen der Flüchtlinge zu suchen.

Zu der Zeit war Geheimdienstchef Jussuf Hakik, der persönlich an der Suchaktion teilnahm, noch fest davon überzeugt, den gefährlichen Agenten in spätestens zehn Minuten verhaftet zu haben.

10.

Lira war eine kleine, unbedeutende Stadt an der Hauptbahnlinie Kairo – Omdurman – Viktoria See – Sansibar.

Sie führte von Norden nach Süden durch den halben Kontinent und verband das Mittelmeer mit der bedeutenden Hafenstadt Sansibar sowie den in der Nähe liegenden Küstenstädten, die in den letzten zehn Jahren alle erheblich größer geworden waren und sich zu wichtigen Handelsplätzen entwickelt hatten.

Der Ort Lira lag etwa zweihundert Kilometer nördlich des Viktoria-Sees und rund einhundertfünfzig Kilometer westlich des Albert-Sees im Uganda-Gebiet.

Die Gegend war gebirgig. Weite Buschebenen und Savannen herrschten vor. Hier hatte der Urwald keine Macht mehr, und der gewaltige Kongo-Strom war weit entfernt.

Etwa sechs Wochen nach der geheimnisvollen Flucht des amerikanischen Agenten und der Astronomin Dr. Fatina Mukek ritten zwei dunkelhäutige Araber in die einzige Straße der Stadt ein.

Die Pferde wirbelten Staubwolken auf. Der Araber in dem weißen Wüstenmantel und dem Turban mit dem Nackenschleier schien ein vornehmer Herr zu sein; wahrscheinlich ein reicher Beduinenscheich aus dem Norden.

Bescheiden hinter ihm ritt ein junges Mädchen mit langen, zu Zöpfen geflochtenen Haaren.

Sie trug unter dem weiten Umhang die Kleidung der arabischen Frauen, aber ihr Gesicht war nicht verschleiert.

Jeder Einwohner der kleinen Stadt, der den Araber mit dem jungen Mädchen sah, wußte sofort, daß es ihr Vater oder Bruder war, der sie an einen reichen Mann gegen ein hohes Entgelt verheiraten wollte. Wahrscheinlich hatte er mit dem Bräutigam schon den Ehevertrag geschlossen und genau ausgehandelt, wieviel er für seine Schwester oder Tochter erhielt.

Langsam ritt der Araber mit seiner schönen Begleiterin die staubige Straße hinunter und sah hochmütig über die Neger hinweg, die ehrfurchtsvoll zu ihm aufblickten.

In Lira wohnten fast nur Negerfamilien, die auf den umliegenden Faktoreien oder Pflanzungen arbeiteten.

In dem Ort gab es nur zwei Gasthäuser, die jedoch als Hotels angepriesen wurden. Ihnen waren Läden angeschlossen, in denen man praktisch alles kaufen konnte.

Außerdem gab es noch eine kleine Polizeistation und einen Bahnhof, in dem die Fernzüge aus Kairo nur dann hielten, wenn der Zugführer auf der vorletzten Großstation darum gebeten wurde. Es kam selten vor, daß jemand von dort aus mit den Luxuszügen abreisen wollte.

Die Einwohner von Lira benutzten höchstens einmal die Güterzüge, die in regelmäßigen Abständen hielten, um die Erzeugnisse der umliegenden Plantagen und Viehzüchtereien mitzunehmen.

In dem Araber mit den kohlschwarzen Haaren, dem gepflegten Vollbart und den schwarzen, funkelnden Augen konnte mit dem besten Willen niemand den blauäugigen, hellhaarigen Deutschen Manfred Hauer erkennen.

Seine Maske war mit den Spezialhilfsmitteln des amerikanischen Geheimdiensts derart vollendet gestaltet worden, daß ihn seine eigene Mutter nicht wiedererkannt hätte.

Fünf Wochen lang hatte er sich mit Fatina in dem Urwaldversteck unter dem Äquator aufgehalten, ehe sie es wagten, mit den anschnallbaren Hubschrauber-Fluggeräten aufzubrechen.

Doch die allgemeine Aufregung hatte sich inzwischen gelegt, und der Großalarm war abgeblasen worden.

Dem afrikanischen Chef der Staatspolizei war es ein Rätsel, wohin der Deutsche mit seiner Begleiterin so plötzlich verschwunden war. Drei Wochen lang hatten Spezialkommandos die umliegenden Urwaldgebiete durchsucht. In Westafrika hatte es Alarmstufe eins gegeben.

Doch der Deutsche war unauffindbar geblieben. Jussuf Hakik nahm daher an, der Agent wäre längst in anderen Gegenden des Kontinents untergetaucht. Zur Zeit lief in dem Tausende von Kilometern entfernten Kairo eine Großfahndung.

Manfred Hauer aber ritt zu dieser Zeit als reicher Araberscheich

getarnt in Begleitung seiner Schwester in Lira ein.

Auch Fatina hatte ihre äußere Erscheinung so verändert, daß sie nicht einmal ihr Vorgesetzter in Itoko hätte erkennen können.

Ihre Bilder waren in die vorbereiteten Pässe eingefügt worden, die auf Omar ben Badr und Fatme Badr lauteten. Hauer hatte die Aufnahmen in dem Versteck hergestellt und sie mit einem echten Stempel beglaubigt.

Sorglos ritten Hauer und Fatina auf den Pferden, die sie zweihundert Kilometer nördlich von Beduinen erworben hatten, in Lira ein. Der Ingenieur wußte genau, daß er in seiner Rolle nur dann glaubwürdig war, wenn er so auftrat, als wäre er der Kaiser von China persönlich. Die stolzen Beduinenscheichs pflegten sich jedenfalls so zu geben.

Vor dem ersten Gasthaus in der Hauptstraße hielt Hauer sein Pferd an und gab seiner »Schwester« einen befehlenden Wink.

Sofort eilte der Wirt dienstbeflissen und devot herbei. Er begrüßte den hohen Gast mit überschwenglichen Worten.

»Scheich« Omar ben Badr sah ihn verächtlich an und schrie:

»Hast du für einen tapferen Wüstenscheich und für seine die Sterne überstrahlende Schwester zwei gute Zimmer, du schmutziger Sohn eines Sandflohs? Bewege deine verlogene Zunge, sonst werde ich sie mit der Spitze meines Dolches kitzeln.«

Der Ägypter verzog keine Miene. Auf Grund der vielfältigen Erfahrungen hielt er es für ratsam, dem Beduinen nicht zu widersprechen.

Sich tief verbeugend, sagte er anpreisend:

»O Herr, meine Zimmer sind die besten in Afrika. Große Herren haben mir schon die Ehre erwiesen, in meinem Haus zu übernachten. Tritt ein, Beherrscher aller tapferen Wüstenstämme, du wirst wundervoll bei mir wohnen. Alle deine Wünsche werden zur vollsten Zufriedenheit erfüllt werden.«

Zwei Stunden später hatte der jammernde Wirt mit seinen schwarzen Dienern die zwei vor Schmutz starrenden Räume, die er als Prachtzimmer bezeichnet hatte, endlich soweit gesäubert, daß man wenigstens darin atmen konnte, ohne einen Erstickungsanfall zu

bekommen.

Kaum war der Ägypter verschwunden, da warf sich Patina auf das bettähnliche Holzgestell und lachte, daß Hauer befürchtete, sie würde sich so schnell nicht wieder beruhigen.

Doch schließlich verstummte ihr Heiterkeitsausbruch, und sie sagte: »Bei Allah, so etwas habe ich noch nicht erlebt. Wie fühlst du dich, verehrter Bruder und Oberhaupt nicht vorhandener Beduinen?«

Hauer lächelte sie an und schloß sie zärtlich in die Arme.

»Großartig, Liebes, denn ich weiß, daß wir mit dem Expreßzug in wenigen Stunden in Mombasa eintreffen werden. Mein dortiger Verbindungsmann wird uns ohne Schwierigkeiten aus dem Land bringen können. Anschließend gehen wir nach Amerika, in das Land der Freiheit.«

Die schöne Ägypterin lächelte verträumt.

»Es wäre wunderbar, Manfred. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es ist, mit dir in einer großen Stadt zu leben und glücklich sein zu dürfen.«

Minutenlang schwiegen die zwei Liebenden und hingen ihren Gedanken nach. Doch dann meinte Fatina nüchtern:

»Bist du sicher, daß der Vorsteher des hiesigen Bahnhofs die letzte Station des Expreßzugs anruft? Wenn er es vergißt, müssen wir bis morgen warten.«

»Er vergißt es bestimmt nicht«, erklärte Hauer zuversichtlich. »Er hat zuviel Furcht vor dem Scheich. In fünf Stunden, kurz nach neunzehn Uhr, läuft der Zug hier ein. Ich denke, wir ruhen uns in der Zwischenzeit noch etwas aus. Wir können nicht wissen, welche Strapazen uns noch bevorstehen.«

11.

Sprachlos starrten Fauna und Hauer dem Expreßzug nach, der soeben durch die kleine Station gebräust war und nun in der Ferne verschwand.

Was hatte das zu bedeuten? Warum hatte der Zug nicht gehalten?

»Ich ahnte es«, schluchzte Fatina auf und blickte verzweifelt auf Manfred Hauer. »Ich ahnte es! Er hat nicht gehalten. Der Vorsteher muß doch den Anruf vergessen haben.«

Hauer fluchte unbeherrscht vor sich hin und stürzte mit zornrotem Gesicht davon.

Allein stand die junge Ägypterin in ihrer Beduinentracht auf dem staubigen Bahnsteig von Lira.

Aus dem Zimmer des Vorstehers drang Hauers Zornausbruch bis zu ihr herüber. Sicher suchte der Bahnbeamte nach Entschuldigungen für sein Versagen und jammerte um Gnade.

Nach einer Weile wurden die Stimmen leiser. Kurz darauf kehrte Hauer zu ihr zurück.

Schweratmend blieb er vor Fatina stehen, die ihn ängstlich ansah.

»Künstlerpech«, sagte er leise und beherrscht. »Der Vorsteher hatte angerufen, als ein Mann eintrat, der sich als Beamter der geheimen Staatspolizei auswies. Dieser Bursche machte die Sache rückgängig. Er hatte dem Vorsteher befohlen, strengstes Stillschweigen zu bewahren und zu erklären, der Zug hätte aus technischen Gründen hier nicht halten können.«

Fatina war leichenblaß geworden. Unwillkürlich sah sie nach dem flachen Holzschuppen hinüber, an dem sie vor Sekunden noch den schlanken Neger gesehen hatte, der ihnen nun schon den ganzen Tag über unentwegt gefolgt war.

Anscheinend war er sich seiner Sache aber noch nicht absolut sicher, sonst hätte er sie bestimmt schon verhaftet. Er schien sich noch größere Gewißheit verschaffen zu wollen. Daher auch der Fehlschlag mit dem Expreßzug, mit dem sie in wenigen Stunden an der Küste gewesen wären.

Auch Hauer war der lauernde Mann hinter dem Schuppen nicht entgangen. Deshalb forderte er Fatina auf:

»Komm, Kleines, wir müssen hier verschwinden.«

Fatina nickte unter Tränen und folgte dem Ingenieur trotz ihrer Niedergeschlagenheit mit sicheren Schritten.

Als sie aus dem Bahnhof auf die Hauptstraße traten, bemerkte

Hauer den jungen Schwarzen mit dem intelligenten Gesichtsausdruck erneut. Sich harmlos gebend, stand er an dem Limonadenstand eines Straßenhändlers direkt vor dem Bahngelände.

Hauer unterdrückte seine Emotionen und flüsterte:

»Der Bursche gefällt mir nicht, Fatina! Dennoch bin ich nun froh, daß wir noch hier sind. Wenn der Mann seinen Verdacht weitergeleitet hätte, wären wir an der nächsten Großstation verhaftet worden. Er will anscheinend die Lorbeeren allein ernten, und das ist für uns vorteilhaft. Ein Glück, daß der ehrgeizige Bursche diesen Fehler beging. Verhalte dich gleichgültig. Wir dürfen ihn nicht kennen.«

Fatina nickte unmerklich. Dann rief »Scheich« Omar ben Badr in schroffem Ton einen in der Nähe herumlungenden Schwarzen herbei und befahl ihm, ihr Gepäck in das Gasthaus zurückzubringen.

Hochmütig warf er eine Silbermünze vor dem Neger auf die Straße, der sich hastig danach bückte und mit dem Gepäck davoneilte.

Es war sowieso nur Scheingepäck. Alles Gegenstände, die für Hauer vollkommen wertlos waren, die ein Araber aber mit sich zu führen pflegte. Sein wichtiges Gepäckstück trug er in der Tasche!

Es handelte sich um eine vierundzwanzigschüssige, schwere Automatpistole modernster Konstruktion.

»Jetzt will ich doch einmal sehen, ob uns der Bursche auch weiterhin folgt. Wir werden etwas durch die wenigen Straßen schlendern. Schau, dort hinten hat ein Wanderzirkus sein Zelt aufgeschlagen. Laß uns hingehen. Ich will den Neger beobachten, damit ich meine Schlüsse ziehen kann. Vielleicht gewinne ich Anhaltspunkte.«

Einen halben Schritt hinter ihm bleibend, folgte das »Beduinenmädchen« ihrem Bruder, der hochaufgerichtet auf den nahen Zirkus zuing.

Tatsächlich – der Agent zahlte seine Limonade und ging langsam hinter ihnen her.

Hauer lächelte sarkastisch. Der Bursche schien ihn für einen Narren zu halten! Kurz entschlossen trat er an die Zirkuskasse heran und löste die beiden besten Plätze.

Die Schausteller und Artisten erstarben bald vor Ehrfurcht. Als Hauer mit Fauna das Zelt betrat, verstummte das Stimmengewirr des erwartungsvollen Publikums. Der Wanderzirkus war erst heute früh aus dem Osten gekommen.

Mit unnachahmlicher Würde folgte der »Scheich« dem Direktor des Unternehmens, der sie persönlich zu einer Art von Loge führte.

Es war ein Ägypter. Überhöflich und besorgt erkundigte er sich nach den Wünschen der hohen Gäste und verschwand, sich mehrmals verbeugend.

Sie saßen direkt an der niedern Manegenrampe. Der Zirkus war doch größer, als Hauer auf den ersten Blick vermutet hatte.

Unmerklich bewegten sich seine Lippen, als er Fauna, die schräg hinter ihm Platz genommen hatte, fragte:

»Wo ist er? Ist er uns auch hierhin gefolgt?« »Ja«, raunte sie bebend. »Er sitzt in den obersten Reihen zwischen den anderen Negern und beobachtet uns unablässig.«

Hauer nickte befriedigt. Seine Augen funkelten drohend.

»Er ist schlau und doch dumm. Außerdem ist er sich seiner Sache wirklich noch nicht sicher. Geben wir uns ganz unauffällig. Nach der Vorstellung werde ich weitersehen.«

Während Fatina Mukek immer wieder verstohlen zu dem gefährlichen Agenten hinübersah, begannen die Darbietungen.

Die wenigen Artisten boten die üblichen Kunststücke der wandernden Schausteller. Trapezkünstler folgten auf recht gute Akrobaten. Dann trat ein Messerwerfer auf, der mit seinen langen Dolchen ziemlich leichtsinnig hantierte. Seine Partner vor dem Brett gerieten mehrmals in akute Lebensgefahr.

Der Direktor führte einige dressierte Affen vor, deren Kunststücke schallendes Gelächter unter den Zuschauern auslösten.

Endlich kam die Attraktion des Abends: der überlaut und mit aufpeitschender Musik angekündigte »Marsmensch«, den der Direktor persönlich in den wilden Bergen östlich von hier gefangen haben wollte.

Die Schwarzen versprachen sich eine besonders gelungene Sensation und klatschten begeistert.

Hauer lächelte verhalten. Es war eigentlich erstaunlich, auf welche Gedanken der beleibte Ägypter kam. So etwas zog heutzutage, zumal die Presseorgane täglich ausführlich über geheimnisvolle Flugkörper berichteten, die vom Mars stammen sollten.

Wahrscheinlich hatte der Direktor irgendwo einen stark Mißgestalteten aufgespürt, der noch entsprechend maskiert worden war.

Ein großer, schwerer Käfig aus dicken Eisenstäben, der noch verhängt war, wurde in die Manege gerollt.

Gespannt richteten sich alle Blicke auf den Behälter, aus dem kein Laut zu hören war.

Selbst Hauer wurde neugierig. Was mochte sich der Zirkusbesitzerwohl ausgedacht haben?

Da – eben betrat er in einem phantastischen Weltraumfahrerkostüm die Manege. Er wirkte unsagbar lächerlich. Sein Gesicht war clownhaft geschminkt, und in den Händen hielt er eine schwere Nilpferdpeitsche.

Mit lauter Stimme machte der Direktor das werbe Publikum darauf aufmerksam, daß er nun zeigen würde, wie tapfere Gläubige mit den verruchten Menschen vom Planeten Mars umgingen und sie dressierten!

Im gleichen Moment fielen die Tücher von dem kreisförmigen Käfig.

Sekundenlang Stille! Sprachlos starrten alle Anwesenden auf das seltsame, furchteinflößende Wesen, das bewegungslos in dem Käfig stand, in dem es fest angekettet war.

Dann brach ein Lachorkan los. Alle schrien und tobten. Ein hochgewachsener Neger, der neben Hauer saß, rief begeistert:

»Das ist bestimmt der Nachkomme von einem Wasserbüffel und einem Gorilla-Weibchen. Vielleicht ist seine Großmutter sogar ein Strauß gewesen.«

Fatina sah entsetzt in die Manege und schaute dann auf Hauer, der urplötzlich ernst wurde. Mit erwachender Aufmerksamkeit blickte er zu dem nur wenige Meter von ihm entfernt abgestellten Käfig hinüber.

Das nichtmenschliche Wesen war etwa zwei Meter groß. Es stand auf überlangen, dünnen Beinen, die an Stelle der Füße drei starke Zehen aufwiesen, wie sie der afrikanische Laufvogel besitzt. Die Beine trugen einen eiförmigen Körper, der an seinem oberen Ende in ein starkes Genick auslief. Der Hals war ziemlich lang, trotz seiner Stärke. Der Kopf des Individuums war groß, fast rund und vollkommen haarlos. Dort, wo sich bei einem normalen Menschen das Gesicht befindet, erhob sich eine Wölbung, die verblüffend der starken Kinnpartie einer Gorilla ähnelte. Direkt über dem Auswuchs ragte die Stirn des gewaltigen Schädels weit vor, um dann in den Hinterkopf überzugehen. Auf der Stirn waren zwei weit auseinanderstehende Augen von beachtlicher Größe angeordnet. Sie schienen in einem inneren Feuer zu strahlen.

Hauer bemerkte, daß die weit hervorquellenden, ovalen Augen starr in ihren Höhlen lagen. Dann entdeckte er außerdem an den Seiten des Kopfes noch je zwei kleinere Gebilde, die wohl auch zum Sehen dienten.

Von einer Nase oder Ohren war nichts zu bemerken. Nur ein ziemlich breiter, aber sehr dünner Mund befand sich vorn auf dem Gesichtsauswuchs. Die beiden Arme des Lebewesens ragten direkt unter dem starken Hals aus den Schultern hervor. Sie waren verhältnismäßig kurz und ebenfalls ausgesprochen dünn. An Stelle der menschlichen Hände endeten sie in drei großen Gliedern, die man in etwa als »Finger« bezeichnen konnte.

Das zwei Meter hohe Monstrum schien unbekleidet zu sein. Seine Haut glänzte in einem hellroten Farbton.

Hauer stockte der Atem. Er bemerkte, daß ihn das seltsame Wesen starr mit seinen großen Augen anblickte. Alle Augenblicke durchlief ein Schauer den monströsen Leib. Es schien, als würde die Kreatur trotz der brütenden Hitze im Zelt frieren.

Hauer stand auf, beugte sich weit vor und sah forschend in die ovalen Augen, die so seltsam schimmerten und leuchteten.

Er war stark erregt. Wo hatte der Schausteller jenes Wesen entdeckt? Der junge Ingenieur gewann den Eindruck, als läge in den Augen ein Ausdruck von Intelligenz. Sie schienen ihn forschend und

aufmerksam zugleich zu mustern.

Nun wechselte der Ausdruck. Es war, als verändere sich der Glanz in einen rötlich schimmernden Brillanten. Plötzlich fühlte Hauer, wie sie ihn flehend und ungeheuer eindringlich ansahen. Ihm war, als ginge ein unsichtbares Fluidum von ihnen aus. Sie schlugen ihn in ihren Bann.

Nur mühsam konnte Hauer seine Blicke lösen. Erschöpft sank er auf seinen Sitz zurück.

In ihm stieg ein fürchterlicher Verdacht auf. Dieses Wesen konnte keine Mißgeburt sein. Niemals würde ein Mensch oder ein Tier derart schrecklich aussehen, selbst wenn es extrem mißgestalt war.

Wieder durchlief ein Frösteln die hohe Gestalt. Sie krümmte sich zusammen und schlug mit den kurzen Armen umher.

Die Neger schrien vor Begeisterung, aber Fatina flüsterte erschüttert:

»Bei Allah, was ist das für ein seltsames Geschöpf? Kannst du dir das erklären?«

»Ja, ich kann es«, stieß Hauer heiser hervor, ließ aber Fatinas weitere Fragen unbeantwortet.

Der Direktor trat in den Käfig und zwang das Geschöpf mit der Peitsche, vor ihm davonzuspringen.

Hauer stieß die Szene ab, denn er fühlte deutlich, daß dort vor ihm ein entsetzliches Unrecht geschah.

Nachdem die Vorstellung beendet worden war, eilte er mit Fatina, die ihm verständnislos folgte, durch die Manege in den dahinterliegenden Raum.

Der Direktor kam ihm freudestrahlend wegen der erwiesenen Ehre entgegen und erkundigte sich:

»Hat es dir gefallen, Herr?«

Hauer unterbrach ihn keuchend:

»Woher hast du das seltsame Geschöpf? Rede, du Schurke. Aber sprich die absolute Wahrheit, sonst bekommst du meinen Dolch zu spüren. Meinst du, ich würde dir dein Märchen glauben? Wie kannst du es wagen, einen Scheich der tapferen Hagar-Beduinen so zu belügen?«

Minuten später wußte er, daß die Artisten das Wesen in den Bergen, östlich von hier, in vollkommen hilflosem Zustand inmitten der pflanzen- und wasserlosen Steinwüste gefunden hatten.

Sie nahmen es mit und sperrten es in den Käfig ein, da es kurz nach dem Einfangen zu toben und zu brüllen begonnen hatte wie ein Löwe.

Seine seltsame Gestalt verführte den Ägypter dazu, es als »Marsmensch« auszugeben und damit ein lukratives Geschäft zu machen. Aber er wußte wirklich nicht, wo das Individuum hergekommen war. Er war der Meinung, es müßte sich um eine tierhafte Mißgeburt handeln, die sich in die Berge verirrt hätte und dort infolge Wassermangels zusammengebrochen war.

Manfred Hauer hatte genug erfahren. Sein Verdacht hatte sich in schrecklicher Weise bestätigt.

Barsch und leichenblaß vor innerer Erregung forderte er den Direktor auf, ihn sofort zu dem Käfig zu führen.

Der Ägypter gehorchte verwundert und entfernte sich eilig aus dem kleinen Zeltraum, als ihn Hauer in schroffem Ton dazu aufforderte.

Der Scheich mußte den Verstand verloren haben.

Es war schon spät. Draußen lag tiefe Dunkelheit über dem Land.

Nebenan hantierten die Wärter in den Pferdeboxen.

Sie waren allein! Kein Mensch hielt sich in unmittelbarer Nähe auf. Auch der Geheimdienstbeamte war nirgends zu erblicken. Wahrscheinlich wartete er vor dem vorderen Ausgang.

Fatina zitterte am ganzen Körper, als Hauer nun langsam auf den Käfig zuging und dicht davor stehenblieb.

Das monströse Lebewesen zitterte heftig. Hastig richtete es sich jedoch auf und trat so dicht wie möglich an die Gitterstäbe heran. Die Ketten an den Beinen klirrten bei den Bewegungen.

Die großen Augen schienen zu glühen. Wieder verspürte Hauer die scharfe Intelligenz, die sich in ihnen widerspiegelte. Sie hatten jetzt einen flehenden Ausdruck angenommen. Ein leiser, hoher Ton entfloh dem Mund des Ungeheuers. Weit streckte es die kurzen Arme nach Hauer aus, der erschüttert aufstöhnte und die dreifingrigen Klauen des Geschöpfes mit seinen Händen umfaßte.

Nichts geschah!

Nur die großen Ovalaugen schienen ihn noch eindringlicher anzusehen, und leise Laute drangen an sein Ohr.

Hauer handelte schnell und überlegt.

Er griff in die Tasche und holte ein Notizbuch mit einem Bleistift hervor.

Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte das Geschöpf jede seiner Bewegungen.

Noch dichter trat der Ingenieur an die Stäbe heran und begann das Sonnensystem aufzuzeichnen.

In der Mitte ein großer, strahlender Kreis – die Sonne! Dann die Bahnen von Merkur, Venus, Erde, Mars und die der äußeren Planeten. Den Kreis, der die Erde darstellte, kennzeichnete er mit einem deutlichen Kreuz.

Danach reichte er das Blatt mitsamt dem Schreibgerät in den Käfig hinein.

Das Wesen hatte sofort verstanden. Heller glühten seine Augen auf. Mit einer hastigen Bewegung entriß es Hauer die Gegenstände.

Fatina erstarrte, als sie sah, daß jenes Geschöpf wie ein intelligenter Mensch zu schreiben begann.

Nach einigen Sekunden gab es das Blatt an Hauer zurück. Nachdem er nur einen Blick darauf geworfen hatte, bedeckte er sein Gesicht aufstöhnend mit den Händen.

»Ich wußte es! Ich fühlte es!« murmelte er. »Seine Augen verrieten mir seine Intelligenz.«

»Was hast du, Manfred?« fragte Patina verstört und legte ihre Hand auf Hauers Arm. »Wer ist das? Woher kommt das fremdartige Geschöpf?«

Der Ingenieur starrte sie geistesabwesend an, als er mühevoll murmelte:

»Denke nicht, Fatina, ich hätte den Verstand verloren. Aber auf den Kreis, der den Planeten Venus darstellt, hat er ein deutliches Kreuz gezeichnet, so wie ich dieses Symbol bei der Erde einsetzte. Er kommt von der Venus, aus dem Weltraum! Ich ahnte es gleich, denn ein solches Wesen kann es auf der Erde nicht geben. Er gehört zu

den Besatzungen der geheimnisvollen Raumschiffe, die uns seit vier Monaten in Unruhe versetzen. Er muß mit seinem Schiff abgestürzt sein. Wahrscheinlich irgendwo in den unwegsamen Bergen östlich von hier. Es ist ein Intelligenzlebewesen von der Venus – und die Narren hier behandelten es wie ein wildes Tier. Es ist furchtbar!«

Fatina schrie unterdrückt auf. Entsetzt wich sie einen Schritt zurück, während Hauer begann, dem Venusbewohner durch Gesten verständlich zu machen, daß er ihn in der Nacht befreien wollte.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis das von Frostschauern geschüttelte Individuum Hauers Absichten begriffen hatte.

Unendlich dankbar leuchteten die großen Augen auf. Starr blickte der Gefangene dem Ingenieur und Fatina nach, als sie kurz darauf das kleine Zelt verließen.

12.

Donnernd schlugen die Hufe der drei Pferde auf den rötlichen Fels des Wüstengebirges. Sie hatten in der Nacht mehr als achtzig Kilometer zurückgelegt, und die Tiere waren völlig erschöpft.

Das Wesen vom Planeten Venus hatte sie geführt. Es schien den Weg genau zu kennen und ein bestimmtes Ziel zu verfolgen.

Seine Befreiung war ohne Schwierigkeiten gelungen. Einige hohe Banknoten hatten genügt, um den Stallwächter gefügig zu machen.

Unbemerkt konnte Fatina mit dem Venusbewohner in der nächtlichen Steppe untertauchen, während Hauer aus dem Gasthaus die Pferde holte und noch ein drittes dazukaufte.

Alles war unauffällig und fast geräuschlos verlaufen. Der Wirt war durch die Aushändigung eines beachtlichen Geldbetrags mit allem einverstanden gewesen und hatte Hauer mit den Tieren aus dem Hintertor in die dort beginnende Steppe hinausgelassen.

Scharf hatte der Deutsche die Gegend gemustert; doch von dem Geheimdienstangehörigen war nichts zu sehen gewesen.

Minuten später hatte er Fatina und den für menschliche Begriffe so

monströs aussehenden Venusier erreicht, der sich zögernd auf das für ihn fremde Tier schwang.

Hauer wußte, warum es den Befreiten so fröstelte. Auf der Venus herrschten wesentlich höhere Temperaturen. Diese Tatsache war der irdischen Wissenschaft bekannt. Die Bahn des Planeten lag der Sonne viel näher als die der Erde.

Vor einer Stunde war die Sonne aufgegangen. Sie ritten noch immer. Inzwischen befanden sie sich bereits inmitten der menschenleeren Felswüste der Moroto-Berge, die sich nördlich des Viktoria-Sees erhoben.

Das Wesen von der Venus schien am Ende seiner Kräfte zu sein. Keuchend öffnete es weit den Mund.

Es war für Hauer unbegreiflich, wie der Fremde in der für ihn ungewohnten irdischen Atmosphäre überhaupt atmen konnte. Er zog daraus die Schlußfolgerung, daß die Venusatmosphäre ähnlich zusammengesetzt sein mußte, obgleich seit Jahrzehnten behauptet wurde, dort gäbe es keinen Sauerstoff.

Immer wieder blickte Hauer zurück. Er wußte nicht mehr, wo er sich befand.

Der Venusier schien jedoch einen ausgeprägten Orientierungssinn zu besitzen. Trotz seiner Erschöpfung lenkte er das Pferd sicher durch unwegsame Pfade. Vor einer halben Stunde waren sie von der Straße abgewichen, in deren Nähe er von den Zirkusleuten gefunden worden sein mußte.

Nun bog er um eine scharfe Felsnase in eine kleine Schlucht ein – und verharnte.

Kraftlos hob er einen seiner kurzen, dünnen Arme und deutete nach vorn, wo eines der gelben Kugelraumschiffe zu sehen war.

Hauer schrie laut auf.

Das war ein Schiff der Venus! Es war abgestürzt. Deutlich konnte er erkennen, daß die eine Seite der Wandungen aufgerissen war. Es schien, als hätte in ihm eine starke Explosion stattgefunden.

Kurz darauf hatten sie das Schiff erreicht. Mühevoll hob der kräftige Deutsche das schwere Wesen mit den überlangen Beinen vom Pferd herunter, das ihn für seine Hilfe so unendlich dankbar

anblickte, daß Hauer verlegen zur Seite sah.

Dann verschwand es wankend durch die zerstörten Bordwände im Innern des Schiffes.

Hauer und Fatina warteten länger als eine Stunde, in der sie sich erregt unterhielten.

Die Astronomin konnte noch immer nicht begreifen, daß sie vor einem Raumschiff stand, das von der Venus gekommen war. Von jenem Himmelskörper, von dem die Astronomie bisher am wenigsten wußte. Die dichte Wolkendecke der Venus hatte jeden Blick auf die Oberfläche verhindert. Man wußte nicht einmal, ob sich der Planet so wie die Erde und die anderen Welten des Sonnensystems um seine Achse drehte.

Heftig prallten ihre Meinungen aufeinander. Jeder vertrat hartnäckig seine Ansichten.

Hauer war unendlich neugierig. Er wagte es aber nicht, das halbzertrümmerte Venus-Schiff zu betreten.

Doch plötzlich klangen Geräusche auf.

Hauer starrte überrascht auf das Wesen, das in diesem Moment sicher und ruhig in dem Riesenleck auftauchte.

Der Bewohner der Venus schien sich inzwischen erholt zu haben. Wahrscheinlich hatte er die notwendigen Hilfsmittel zur Reaktivierung seiner Körperkräfte im Schiff vorgefunden. Er war jetzt auch bekleidet. Ein dünner, kombinationsartiger Anzug aus einem schillernden, ebenfalls hellgelben Material umhüllte eng seine Gestalt. Anscheinend schien ihn der Anzug auch zu erwärmen, denn er fröstelte nicht mehr.

Hell leuchteten die Augen, als das Wesen aus dem Weltraum auf Hauer zuging und ihm die Arme entgegenstreckte.

Überrascht nahm der Ingenieur aus den feinen, dreifingrigen Greifwerkzeugen des Fremden eine Kapsel entgegen, die kaum größer als ein Mantelknopf war.

Auch der Fremde hatte eine solche Kapsel, die *er* nun an seinen Kopf drückte und Hauer auffordernd zunickte, seinem Beispiel zu folgen.

Der Ingenieur glaubte zu wissen, was es mit der Kapsel auf sich

hatte. Er war stark erregt durch die Vorgänge. Schnell preßte er das Gerät aber gegen seine Schläfe, wo es sofort haften blieb.

Wie von einem Stromschlag getroffen, zuckte er zusammen. Blässe hatte sein Gesicht überzogen. Fassungslos starrte er auf den rothäutigen Hünen, dessen Mund sich nicht bewegt hatte und der dennoch mit ihm gesprochen hatte.

Gesprochen? Nein, in Hauers Bewußtsein waren die Worte aufgeklungen.

Ihm war, als hätte man sie in sein Gehirn geleitet, ohne daß sie allerdings vorher von den Ohren aufgenommen wurden.

Blitzartig begriff der Ingenieur, daß die Kapsel ein vollendetes Sende- und Empfangsgerät darstellte, das die feinen, kaum meßbaren Gehirnwellen auffing und weitergab. Er erkannte, daß sich sein Bewußtseinsinhalt, aus dem sich die Worte formen sollten, durch das Gerät auf das Gehirn des Partners übertrug, der den Sinn so genau verstehen konnte, als hätte er zu ihm in seiner eigenen Sprache geredet.

Das war unheimlich! Über welch eine Technik mußten die Venusier verfügen!

Der kleine Apparat war ein kompliziertes Gedankenübermittlungsgerät. Hauer wußte, daß er den intelligenten Bewohner der Venus nun verstehen konnte, da auch dessen Bewußtseinsinhalt durch den Sender in sein eigenes Gehirn übermittelt wurde.

Hauer vernahm die Worte:

»Ich danke dir, Mensch des Planeten Erde. Du hast mich gerettet, denn in zwei Sonnenuntergängen hätte ich der fürchterlichen Kälte auf deinem Planeten erliegen müssen. Unsere Körper besitzen keine Eigenwärme wie die der Erdenbewohner. Wir sind auf die Wärme unseres Planeten angewiesen. Auch hätte ich in eurer für uns fremden Atmosphäre nicht mehr lange atmen können. Ich danke dir. Du hast mein Leben gerettet, und das wird auch die Rettung für den Planeten Erde bedeuten.«

Von zwiespältigen Gefühlen überwältigt, schaute Hauer wie gebannt in die großen Augen des fremden Wesens. Ihm schwindelte. Er glaubte zu träumen.

Hatte der Venusmensch tatsächlich mit ihm gesprochen? Waren seine Gedanken ungesprochen von den beiden Geräten übermittelt worden und in seinem Bewußtsein erschienen? Unvorstellbar!

Der Fremde hatte Hauers wirre Überlegungen genau empfangen können. Vieles davon waren für ihn unbekannte Begriffe. Doch unmittelbar darauf klang es wieder in Hauers Bewußtsein auf:

»Fürchte dich nicht vor mir, Mensch der Erde. Ich verdanke dir mein Sein. Ich bin dir zugetan und immer dankbar.«

»Wer – wer sind Sie? Wie kommen sie hierher?« stammelte Hauer fassungslos und setzte sich auf einen Felsbrocken.

»Ich bin einer der drei Wissenschaftler, die unseren Planeten regieren, den ihr Venus nennt. Wir kennen die Erdenbewohner schon seit der Zeit, die ihr als hundert Jahre angebt, denn so lange durchkreuzen unsere Schiffe bereits das Reich des Weltenschöpfers. Wir kennen euch! Wir wissen, daß ihr schlecht und verdorben seid. Nur wenige unter euch sind es wert, mit einem denkenden Wesen der Venus verglichen zu werden. Wir nahmen einige Erdenbewohner mit auf unseren Planeten, um sie zu studieren. Ihr Gehirn war klein und unterentwickelt. Böse Triebe und tierische Instinkte herrschten bei ihnen mehr oder weniger stark vor. Ihr bekämpft, betrügt und tötet euch gegenseitig. Es scheint, als hättet ihr überhaupt kein Gehirn.«

Das war es, was der Venusbewohner sinngemäß dachte und in Hauers Gehirn übermittelte.

Nach einer kurzen Unterbrechung fuhr der Fremde sachlich fort:

»Wir ließen euch gewähren, viele Planetenumläufe hindurch. Doch vor vierzig Jahren irdischer Zeitrechnung haben eure Wissenschaftler entdeckt, wie sich die kleinsten Bausteine des Weltenschöpfers zertrümmern lassen. Ungeheure Energien fielen ihnen in den Schoß, die sie heute noch nicht zu beherrschen verstehen. Eure Schiffe, mit denen ihr den Raum zwischen den Welten durchkreuzt, sind primitiv und doch gefährlich, denn ihr wißt nun, wie man furchtbare Gewalten entfesseln kann. Aus dem Grund wurden die Erdenbewohner für uns gefährlich. Sie würden nicht zögern, das ist unsere Meinung, bei fortschreitender Technik auch unseren Stern anzugreifen. Immer wieder beobachteten wir furchtbare Explosionen

auf eurem Planeten. Wir kamen zu der Ansicht, daß ihr euch darauf vorbereitet, den leeren Raum und die Planeten des Systems zu erobern, denn ihr trachtet nach der absoluten Macht. Warum fänden sonst die Versuche mit den Waffen des Atoms statt? Kaum könnt ihr den leeren Raum durchkreuzen, da denkt ihr auch schon an Eroberungen. Wir haben lange beraten und dann auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse beschlossen, der Gefahr vorzubeugen und die Bewohner der Erde auszuschalten. Sie stellen für alle Lebewesen unseres Sonnensystems eine Gefahr dar. Meine beiden Brüder und ich, die wir den Planeten Venus regieren, haben daher den Angriff auf die Erde befohlen. Der Trabant eurer Welt wird zuerst besetzt. Als ich mit einem kleinen Schiff nochmals persönlich die Verhältnisse überprüfen wollte, ereignete sich hier ein Unglücksfall, bei dem meine Gefährten getötet wurden. Ich suchte nach Wasser, da unsere Körper die Feuchtigkeit unbedingt benötigen. Geschwächt brach ich zusammen und erwachte aus meiner Ohnmacht in einem Gitterwagen, in die man auf meinem Planeten nicht einmal die wilden Geschöpfe der Wälder einsperrt.«

Wieder hatte Hauer den Sinn genau verstanden. Er war wie gelähmt, denn was dieses Wesen sagte, war ungeheuerlich. Jetzt durchschaute er auch, was die zahlreichen fremden Schiffe über der Erde suchten. Sie trafen anscheinend die letzten Vorbereitungen für die Vernichtung.

Nun erst wurde Hauer im vollem Umfang klar, was das alles bedeutete. Die Venusier befanden sich in einem katastrophalen Irrtum.

»Aber das ist doch Wahnsinn!« schrie Hauer von Entsetzen erfüllt auf. »Ihr irrt euch gewaltig! Wir denken gar nicht daran, die Venus anzugreifen! Wißt ihr denn nicht, was auf der Erde gespielt wird? Der Staat, in dem wir uns befinden, will die anderen Menschen der Erde versklaven. Daher die Atomexplosionen. Kein Mensch denkt an die Venus. Wir wissen nicht einmal, daß eure Welt überhaupt von denkenden Wesen bewohnt ist. So glauben Sie mir doch! Sie irren sich! Im Gegenteil, die guten und anständigen Menschen der Erde versuchen, endlich den wahren Weltfrieden zu schaffen und die

Unruhestifter auszuschalten. Wir konnten trotz aller Bemühungen nicht ergründen, woher die fremden Raumschiffe kamen, denn für uns ist die Venus der rätselhafteste Planet, den es überhaupt gibt. Wie sollen wir da an einen Angriff denken können! Das müssen Sie doch einsehen!«

Still sah der Venusier auf den erregten Erdenmenschen, der beschwörend fortfuhr:

»Sie sehen mich selbst auf der Flucht aus diesem Land, in dem ein wahnsinniger Machthaber regiert. Die anderen Staaten der Erde werden von friedfertigen und einsichtigen Menschen bewohnt, die von diesem skrupellosen Mann bedroht werden. Glauben Sie mir doch! Sie müssen Ihren schrecklichen Plan rückgängig machen. Sie erwähnten doch, Sie wären einer der drei maßgeblichen Regierungschefs der Venus. Es liegt zweifellos in Ihrer Macht, Ihr Volk über seinen entsetzlichen Irrtum aufzuklären. Warum wollen Sie die Menschen der Erde töten? Wir haben Ihnen nichts getan und denken auch in Zukunft nicht daran. Der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, da alle Völker der Erde nur noch von einer Regierung mit vernünftigen Zielen geführt werden. Warum wollen Sie uns bei diesem Aufbau nicht helfen, anstatt uns zu vernichten? Jetzt, da wir hier soweit sind und uns endlich gefangen haben, wo wir die ersten Schritte in den wundervollen Weltraum tun durften, beginnt doch eine ganz andere Epoche! Warum wollen wir nicht Freunde sein und gute Planetennachbarschaft halten? Vielleicht können wir sogar euch Venusiern auch helfen. Ich denke dabei an Bodenschätze, die es auf eurem Planeten unter Umständen nicht gibt, die ihr aber dringend braucht.«

Drei Stunden lang rang Hauer mit eindringlichen Worten um die Einsicht des Fremden.

Danach bemerkte Fatina, die unterdessen den Venusier aufmerksam beobachtet hatte, mit Erleichterung und Befriedigung, wie in dessen Augen ein verstehender Ausdruck aufglomm. Langsam begriff das Wesen von einer anderen Welt, was auf der Erde gespielt wurde, so unverständlich ihm auch alles anfangs vorgekommen war.

Schweigend hörte es Hauer weiterhin interessiert zu. Als der

Ingenieur endlich erschöpft schwieg und sich den falschen Bart als letzten Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptungen von den Wangen riß, war der Venusier vollkommen überzeugt.

Leise erklang es in Hauers Bewußtsein:

»Verzeih uns, Mensch der Erde – und verzeih auch mir! Denke daran, daß ich zu Beginn unserer Unterhaltung sagte, meine Rettung durch dich bedeute auch die der Erde. Ich hätte dafür gesorgt, daß meine Brüder von ihrem Vorhaben Abstand nehmen, denn wir denken anders als die Menschen der Erde. Eine erwiesene Wohltat an einem unseres Volkes gilt für alle. Doch es ist trotzdem wichtig, daß du mich aufgeklärt hast. Ich weiß nun, daß wir in falschen Bahnen dachten. Wir wollen den Bewohnern der Erde vertrauen, denn wenn sie alle so denken werden, wie du es mir bereits beweist, und auch so handeln, dann wollen wir glücklich sein. Wir wünschen keinen Krieg und lassen den Kampf, der unserer Intelligenz unwürdig ist. Laß uns zu Freunden werden, mein Retter. Sieh – dort kommt ein Raumer meines Planeten. Ich habe ihn mit den Geräten meines Schiffes herbeigerufen. Sie sind glücklich, daß ich gerettet wurde, und du kannst jedem meiner Brüder voll vertrauen. Wir kennen keine Heimtücke.«

Minuten später landete die mehr als vierzig Meter durchmessende Kugel in dem Felstal. Erschüttert sah Hauer, mit welcher Freude und Ehrfurcht der Gerettete begrüßt wurde.

Freundlich und zuvorkommend wurden sie von den Wesen des »Stern der Rätsel«, der für Hauer nun nicht mehr rätselhaft war, willkommen geheißen.

Der gerettete Venusier ließ seine Gedanken in Hauers Gehirn überströmen:

»Komm nun, Erdenmensch! Bitte auch deine Begleiterin in unser Schiff. Sie braucht keine Scheu zu empfinden. Wir werden unverzüglich zum Mond der Erde fliegen, denn ich habe gerade erfahren, daß die erste Welle unserer Raumschiffe den Trabanten auf seiner der Erde abgewendeten Seite angreift. Ich werde sofort mit meinen beiden Brüdern der Venus-Regierung Verbindung aufnehmen und den Angriff absagen lassen.«

»Um Himmels willen!« stöhnte Hauer und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Die Geste ließ die Wesen seine Verzweiflung erkennen. »Hoffentlich kommt Ihr Ruf nicht zu spät, denn euren Waffen sind wir weit unterlegen.«

Nur wenige Augenblicke danach raste die riesige Kugel senkrecht in den Himmel.

Als die ersten Suchflugzeuge des afrikanischen Geheimdiensts über den Bergen auftauchten, befand sich das Venus-Schiff mit Hauer und Fatina an Bord schon an der Grenze der irdischen Atmosphäre.

Der mißtrauisch gewordene Geheimdienstangehörige in Lira hatte seine Beobachtungen und Erkenntnisse eine Stunde zu spät mitgeteilt!

13.

Seit sechs Wochen hielt sich Dr. Himmert auf dem Mond auf.

Er hatte dort sofort das Kommando über alle Stationen und Abwehrstellungen übernommen und einen genauen Verteidigungsplan ausgearbeitet.

Danach wurden die Hilfsmittel von der Erde angefordert, die auch unverzüglich mit dafür bereitgestellten Raumraketen eintrafen.

Die Großstationen Luna I und Luna II, auf der Vorder- und Rückseite des Trabanten, hatten sich in waffenstarrende Bastionen verwandelt. Da fast alle Werke tief in den hohen Mondbergen lagen, fühlte sich Dr. Himmert einigermaßen sicher, obgleich ihn die immer häufiger auftauchenden Flugkörper aus dem Weltraum stärker beunruhigten, als er es selbst seinen Freund Mike Chester merken ließ.

Himmert traute dem Frieden nicht. Was hatten die fremden Fahrzeuge über dem Trabanten zu suchen? Sie konnten doch nur zu dem Zwecke der Erkundung ausgeschiedt worden sein.

Bisher war es noch nicht gelungen, auch nur eines der seltsamen und so ungeheuer schnellen Schiffe herunterzuholen.

Kein Mensch ahnte, daß die Kugelkörper von der Venus kamen, die ihre Geheimnisse unter einer undurchsichtigen Atmosphäre verbarg.

Die Uranförderung wurde in diesen sechs Wochen vollkommen eingestellt, da man jede Arbeitskraft brauchte.

Nach Himmerts Plänen wurden die Kampfstationen in der Nähe der beiden Mondwerke in die Felsen und Ringwälle eingebaut. Sie wurden hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen und mit eigenen Kraft-, Klima- und Luftreinigungsanlagen ausgestattet.

Außerdem verband man die großen Raketenwerfer-Batterien miteinander durch sublunare Gänge.

Riesige Radarstationen waren ebenfalls errichtet worden. Kein unbekannter Raumflugkörper konnte von nun an mehr ungesehen über dem Mond erscheinen. Die vollendeten Geräte meldeten nicht nur einfliegende Fremdkörper, sondern brachten sie auch gleichzeitig in bildlicher Darstellung auf die großen Projektionsflächen.

Die automatischen Atomraketenwerfer konnten mit ihnen gekoppelt werden, wodurch die vollautomatischen Zielgeräte absolut zuverlässig wurden.

In weiser Vorsorge hatte Dr. Himmert bei jeder der beiden Großstationen noch eine Spezial-Kampffzentrale errichten lassen.

Von dort aus konnten große Raketen mit Super Wasserstoffbomben abgeschossen, ferngesteuert und ferngezündet werden.

Das war die Waffe für den schlimmsten Ernstfall.

Als er die beiden Stationen erbaute, dachte Himmert an die Raktengeschosse seines vernichteten Jagdflugzeugs. Deutlich sah er nochmals vor seinem geistigen Auge, wie die kleinen Kampftraketen durch ein unsichtbares Kraftfeld von dem Schiff abgelenkt wurden und erst weit hinter dem Zielexplodierten.

Das war der Grund, warum er die Atomwaffen beantragte. Sie wurden ihm anstandslos von dem internationalen Atomkontrollrat bewilligt, und in den Atomwerken der USA gingen die Türen der unterirdischen Lager auf.

Die Männer auf dem Mond fühlten sich bestens vorbereitet. Wenn sie geahnt hätten, wer der Gegner war und über welche Waffen er außer den schon bekannten verfügte, wären sie längst nicht so

zuversichtlich gewesen, obgleich Luna nach den Vorstellungen der Experten hundertprozentig abgesichert war.

Dr. Himmert wartete auf den Ernstfall. Bisher hatten die fremden Raumschiffe noch keine schwerwiegenden Angriffsvorbereitungen erkennen lassen.

Doch dann – auf einmal war es soweit!

Vor einer Stunde hatten die Sirenen in allen Stationen den Alarm ausgelöst.

Mit sich überschlagender Stimme meldete der diensthabende Offizier der Radarzentrale, daß auf der Rückseite des Mondes zehn anfliegende Großraumschiffe gesichtet worden wären.

In dem Moment wußte Himmert, daß es ernst wurde.

Die Rückfrage ergab, daß die zehn Raumschiffe noch über eine halbe Million Kilometer entfernt waren. Die weitreichenden Radargeräte hatten sie trotz der großen Distanz bereits ausgemacht.

Es wurde Großalarm für alle Werke gegeben! Himmert ordnete den Einsatz aller verfügbaren Kampfmittel an.

Das war vor drei Stunden geschehen. Inzwischen hatten sich die zehn Großraumschiffe infolge ihrer hohen Fahrt bis auf zweihundert Kilometer genähert.

Ein solcher Fall war noch nie eingetreten! Bisher waren die fremden Flugkörper immer nur vereinzelt oder in kleinen Gruppen erschienen. Auch hatte man noch niemals solche Giganten geortet, wie sie nun aus dem Weltraum angeschossen kamen.

Jedes der Kugelschiffe besaß einen Durchmesser von zumindest einhundert Meter.

Himmert machte keinen Hehl aus seinen Befürchtungen und bereitete seine Leute auf einen eventuellen Großangriff der geheimnisvollen Lebewesen vor.

Die Männer fieberten vor Erregung. Eine ungeheure Nervosität breitete sich in allen Mondstationen aus. Das galt besonders für die Leute, die sich auf der Rückseite des Trabanten befanden, denn es war klar ersichtlich, daß die Raumschiffe direkt die rückseitige Kugelhälfte anfliegen.

Also würde Mondwerk Luna II in erster Linie gefährdet sein, wenn

es wirklich zu einem Angriff kommen sollte.

Die gut vorbereiteten und hart trainierten Männer auf Luna bemühten sich, nicht die Nerven zu verlieren. Sie versuchten durch scherzhafte Gespräche sich etwas abzulenken. Jedoch klang das Gelächter stets stark gekünstelt.

Alle starrten mit glänzenden Augen auf die Schirme der Fernbildgeräte, da die von der großen Radarzentrale ermittelten Bilder auf die kleinen Neben- und Kampfstationen weitergeleitet wurden.

Langsam schoben sich die Führungsrohre der schweren Raketenwerfer aus den Panzerkuppeln nach oben. Die vollautomatischen Meßgeräte begannen zu arbeiten. Die ersten Kampftraketen mit Atomsprengköpfen glitten aus den Automatmagazinen in die Rohre.

Auch die Männer in der SpezialStation, die direkt unter der großen Radarzentrale lag, waren einsatzbereit.

Eine zwanzig Meter lange Großkampftrakete ruhte auf ihren vier Führungsschienen, die ebenfalls aus einer Stahlkuppel herausragten und grob eingerichtet werden konnten.

Das war die Waffe für den äußersten Notfall. Dr. Himmert hatte sich ihre Bedienung persönlich vorbehalten. Die von ihr beförderte Super-Wasserstoffbombe mußte sogar auf dem luftleeren Mond, wo es keine Druckwellen geben konnte, eine verheerende Wirkung erzeugen.

Himmert saß mit Mike Chester sowie zahlreichen Offizieren und Soldaten in der Radarzentrale.

Direkt nebenan befand sich der Ziel- und Fernsteuerraum für die Großrakete, deren Triebwerk durch einen Knopfdruck aktiviert werden konnte. Sie verfügte über genug Treibstoff, um die Mondanziehungskraft überwinden und in den Raum fliegen zu können. Wehe den Schiffen, in deren Nähe sie explodierte!

»Entfernung?« fragte Dr. Himmert kurz und preßte die Lippen aufeinander.

Starr blickte er auf die große Projektionsfläche an der rückwärtigen Bunkerwand.

»Noch sind sie einhundertdreißig Kilometer über uns,

Chef«, teilte der Offizier an dem Radargerät mit. Schweißperlen hatten sich auf seiner Stirn gebildet. Unentwegt blickte er auf die Nummernscheibe, die sich rasch drehte.

»Noch einhundertunddreizehn Kilometer. Sie kommen rasch herunter«, lautete die nächste Durchsage, die in allen Stationen empfangen wurde.

Atemlos hörten die Männer diese Worte.

»Gib endlich den Feuerbefehl«, sagte Ingenieur Chester verzweifelt und blickte den Freund vorwurfsvoll an, der seine Nerven anscheinend wieder einmal »abgeschaltet« hatte.

»Sie greifen uns doch an! Das sieht sogar ein Blinder! Willst du warten, bis es zu spät ist? Wenn sie unter einhundert Kilometer herunterkommen, können wir die große Rakete nicht mehr einsetzen, sofern wir nicht selbst mitsamt den Bergen in einen kochenden Gesteinskuchen verwandelt werden wollen.«

»Noch nicht!« lehnte Himmert ab und blickte auf die Projektionsfläche.

Dann wandte er sich an den ehemaligen Chef von Luna.

»Haben Sie die Regierungen der Erde genau benachrichtigt, Dr. Meyers?«

Der Angesprochene nickte.

»Wir geben laufend von der Großfunkstation aus die Ereignisse durch. Ich habe angeordnet, daß die von unseren Radargeräten ermittelten Bilder zur Erde hinübergefunkt werden. Man kann in Washington genau verfolgen, was hier oben passiert.«

Himmert nickte und erkundigte sich erneut:

»Entfernung?« Der Offizier an den Meßskalen zögerte einen Moment und stieß dann mit vor Entsetzen heiserer Stimme hervor:

»Chef, sie stehen in genau hundert Kilometer Höhe still. Alle verharren auf einem Punkt. Sie nähern sich keinen Meter mehr. Da – jetzt ziehen sie sich auseinander. Sie bilden einen riesigen Kreis direkt über Luna II. Überzeugen Sie sich selbst, Chef!«

Blitzartig wandte sich Dr. Himmert um und schaute auf die Schirmbildfläche.

Tatsächlich – die zehn Schiffe hatten sich kreisförmig angeordnet

und standen bewegungslos über dem Mond.

»Das bedeutet den Angriff!« schrie Chester unbeherrscht. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

»Sie wollen uns angreifen! Walt, gib endlich den Feuerbefehl.«

Himmert beherrschte sich mit äußerster Willenskraft.

»Noch nicht!« sagte er scharf in die Rundrufanlage. »Keiner von euch feuert ohne meinen ausdrücklichen Befehl. Das Erscheinen der zehn Schiffe ist noch kein Grund, sie warnungslos zu vernichten.«

»Sie sind es, die uns vernichten werden, Doktor«, warf Meyers ein und wischte sich über die Stirn.

Plötzlich schrie ein Physiker aus dem Nebenraum:

»Dr. Himmert, um Himmels willen, sehen Sie sich die Strahldruckmesser an! Soviel kosmische Höhenstrahlung haben wir hier noch niemals registriert. Sie wird immer stärker. Da – die Geräte zerspringen!«

Im gleichen Augenblick fühlte jedermann in den zahlreichen Stationen ein eigenartiges Prickeln auf der Haut. Es verstärkte sich von Minute zu Minute. Bald hatten die Männer das Gefühl, als brenne in ihren Körpern eine unsichtbare Flamme.

»Wir liegen unter einem starken Strahlenbeschuß, Chef!« stöhnte ein Physiker. »Die Geheimnisvollen an Bord der Schiffe müssen es verstehen, die normalen Weltraumstrahlungen zu konzentrieren und scharf gebündelt auf uns herabzuschicken. Noch zehn Minuten und wir sind verloren. Dann beginnt sich unser Zellgewebe zu zersetzen.«

Nun zögerte Dr. Himmert keine Sekunde mehr! Er wußte, daß die akute Gefahr schlagartig eingetreten war.

»Soll ich den Raketenwerfern Feuererlaubnis geben?« wollte ein Oberst wissen.

»Nein!« schrie Himmert zurück. »Dazu ist es viel zu spät. Wir müssen die große Rakete einsetzen.«

Mit einem Sprung erreichte er den Leitsitz des vollautomatischen Zielgeräts und nahm mit bebenden Fingern die erforderlichen Schaltungen vor.

Eine kleine Sichtfläche leuchtete auf. Zehn Schiffe wurden erkennbar. Automatisch kuppelte sich das Fernsteuergerät mit dem

Radar-Objekttaster ein. Die genauen Daten wurden sichtbar.

Noch ein prüfender Blick, und dann drückte Himmert auf den Auslöseknopf der zwanzig Meter langen Großkampff-Atomrakete.

Sofort begann ihr Triebwerk zu arbeiten – doch es war kein Geräusch zu vernehmen.

Sekunden später schoß sie lautlos, aber mit grellweißen Treibgassäulen am Heck aus dem Führungsschacht und jagte mit hoher Beschleunigung senkrecht nach oben.

Rasch nahm ihre Geschwindigkeit zu. Hier existierte keine fahrthemmende Atmosphäre.

Gebannt verfolgten die Männer in der Leitzentrale den Flug. Unablässig war sie auf dem Kontrollschirm zu sehen. Inzwischen hatte sie schon achtzig Kilometer Höhe erreicht. Noch zwanzig mehr – und sie befand sich mitten in dem von den zehn Raumschiffen gebildeten Riesenkreis.

»Hoffentlich wird sie nicht auch abgelenkt und explodiert erst weit im Raum«, meinte Chester völlig erschöpft. Wie hypnotisiert verfolgte er mit den Blicken ihren Weg und die Zahlenscheiben der Kontrollgeräte, an denen man zu jeder Zeit Höhe, Beschleunigung und Geschwindigkeit ablesen konnte.

»Sie wird nicht erst im Raum explodieren«, sagte Himmert gelassen.

Er fühlte, daß das Prickeln auf der Haut noch stärker wurde. Der Feind schoß unerbittlich mit seinen geheimnisvollen Strahlwaffen.

»Mach schnell! Sonst ist es zu spät!« keuchte Chester.

»Gleich detoniert sie! Ich werde sie fernzünden, wenn sie genau einhundert Kilometer erreicht hat. Dann hilft den Burschen da oben ihr Ablenkungsmanöver nichts mehr.«

»Sie nehmen Fahrt auf!« gellte in dem Augenblick die Stimme des Radarbeobachters auf. »Sie merken, daß sie die Rakete nicht mehr ablenken können.«

Dr. Himmert blickte auf die Meßscheiben.

Hundertundein Kilometer!

Im gleichen Moment schlug er mit der Faust auf den Zündkontakt. Mit Lichtgeschwindigkeit raste der Impuls hinter der

davonstürmenden Rakete her und entzündete die Atomladung.

Inmitten der flüchtenden Venusschiffe explodierte das Geschöß. Im nächsten Moment sahen die starr nach oben blickenden Männer ein rotglühendes Pünktchen, das sich mit unfäßbarer Schnelligkeit zu einem riesigen Glutball entwickelte, der immer größer wurde.

Schrille Schreie klangen auf, denn hundert Kilometer über dem Mond ging eine zweite Sonne auf, die viel heller strahlte als das natürliche Gestirn.

Dennoch war kein Laut zu hören; das war mit das Schrecklichste an der Situation. Weißglühend hing der Ball, der einen Durchmesser von gut einhundert Kilometer haben mußte, im Weltraum. Obwohl seine untersten Ränder noch fünfzig Kilometer über dem Mond lagen, verspürten die Männer doch tief in den Felsen, wie das Gestein sehr schnell glühheiß wurde.

Panik erfüllte die Besatzungsmitglieder der Station. Es war grauenvoll, was die Rakete ausgelöst hatte.

Dort oben tobten jetzt die Kräfte entfesselter Urgewalten. Unfaßbar große Wärmemengen wurden frei und strahlten nach allen Seiten in den Raum hinein.

Längst waren die zehn Venusschiffe inmitten des glühenden Balles aus atomarem Feuer verschwunden. Doch das Gestein wurde draußen ständig heißer. Die starken Stahlschotte der Außenpforten begannen in roter Glut aufzuleuchten. Die unheimliche Helligkeit der künstlichen Sonne drang trotz der Schutzbrillen und geschlossenen Lider schmerzend in die Augen. Entsetzensrufe klangen in allen Stationen auf.

»Die Schutzräume in den Felsen aufsuchen!« forderte Dr. Himmert über die Rundrufanlage. »Schutzbekleidung anlegen! Die Glut steigert sich noch!«

Sofort eilten die Männer von ihren Gefechtsstationen in die tiefen Felsenschächte unter dem Mond.

Erst nach Stunden erlosch der glühende Ball. Bald darauf war der Mondhimmel wieder so schwarz wie immer.

Langsam kühlte sich das Gestein ab. Die erschütterten Männer kehrten auf ihre Stationen zurück.

Es waren kaum zehn Minuten vergangen, als der Radarbeobachter erneut aufschrie:

»Himmel und Hölle – schon wieder fliegen drei Schiffe an! Will das denn kein Ende nehmen? Sie sollten doch eigentlich gewarnt sein.«

Dr. Himmert lachte bitter auf.

»Keine Furcht, mein Lieber, ein zweites Mal kommen wir nicht mehr zum Schuß. Dafür werden die Herrschaften schon sorgen. Diesmal bombardieren sie uns mit anderen Dingen als mit konzentrierten Höhenstrahlen.«

Der Radarbeobachter wollte heftig etwas entgegnen, als in den Lautsprechern der Rundrufanlage eine erregte Stimme hörbar wurde.

»Dr. Himmert, hier Funkzentrale. Es ist unglaublich, aber wir werden von den drei näherkommenden Schiffen angerufen. Dort spricht zweifellos ein Mensch, und zwar ein Amerikaner, das höre ich. Er verlangt den Chef auf dem Mond zu sprechen.«

Himmert sah sprachlos auf die Umstehenden, in dessen Gesichtern sich Unglaube widerspiegelte.

Nur Mike Chester schrie triumphierend:

»Wir haben gewonnen! Die Bombe hat ihnen Respekt eingeflößt. Nun wollen sie verhandeln. Wahrscheinlich streben sie Kompromisse an. Darauf sollten wir uns aber nicht einlassen.«

»Schalten Sie das Gespräch in meine Zentrale um«, sprach Dr. Himmert, der seine Selbstbeherrschung zurückgewonnen hatte, in das Mikrophon.

Einige Sekunden vergingen. Es rauschte und knackte. Plötzlich klang eine erregte Männerstimme auf.

»Hallo Luna II! Ich rufe Dr. Himmert in Mondwerk Luna II! Hier spricht Ingenieur Manfred Hauer an Bord eines Venus-Raumschiffs. Ich gehöre dem amerikanischen Geheimdienst an. Mein Kennwort lautet EL-18 AF-1. Melden Sie sich, Dr. Himmert!«

Der Chefindgenieur zweifelte an seinem Verstand. Was behauptete der Bursche? Von einem venusischen Raumschiff aus wollte er sprechen?

Himmert fragte erregt zurück, und Hauer begann sachlich und klar

zu berichten.

In der Zeit standen die drei Schiffe der Venusier bewegungslos im Weltraum.

Himmert traute seinen Ohren nicht. Doch ehe er den fernen Sprecher weiterberichten ließ, fragte er in Washington an.

Die Antwort traf wenig später ein. Der amerikanische Geheimdienstchef war persönlich am Sprech-Funkgerät.

Er bestätigte die Angaben und identifizierte Manfred Hauer.

Erst von diesem Zeitpunkt an glaubte Himmert den Worten des Ingenieurs, der mit dem Hinweis endete:

»Die Venusier nehmen es Ihnen nicht übel, daß Sie die zehn Raumschiffe vernichtet haben. Das Triumvirat des Planeten hat einstimmig beschlossen, den infolge eines Irrtums befohlenen Angriff auf die Erde einzustellen. Die Verbände, die den Mond erobern sollten, befinden sich bereits auf dem Rückflug. Die Venusier bieten den Bewohnern des Planeten Erde ihre Freundschaft an. Ich werde nun zusammen mit meiner Braut von einem kleinen Beiboot der Riesenkugel bei Ihnen abgesetzt werden, Doktor. Bitte, unterlassen Sie jede Feindseligkeit.«

Dr. Himmert konnte nur noch staunen. Diese Wendung der Ereignisse war für den nüchternen Ingenieur zuviel.

Kaum eine halbe Stunde später landete vor Mondwerk Luna II eine kleine Kugel, der Manfred Hauer und Fatina Mukek entstiegen. Sie wurden sofort zu Himmert geführt, der sich alles nochmals genau berichten ließ.

Endlich meinte er aufatmend:

»Gott sei Dank! Mir fällt ein Stein von der Seele. Und wir Ahnungslosen wären um ein Haar in unser Verderben gerannt! Sie haben die Erde gerettet, Mr. Hauer. Die Menschheit wird Ihnen zu größtem Dank verpflichtet bleiben.«

Glücklich lächelnd stand Fatina mit Manfred Hauer und Dr. Himmert vor der großen Fernbildfläche der Radar-Raumtaster, auf der die drei Schiffe immer kleiner wurden.

Nach einer Stunde waren sie in den unendlichen Weiten des Raumes verschwunden, auf dem Wege zu dem Himmelskörper, der

bisher für die Astronomen der rätselhafteste aller Planeten im Sonnensystem war.

»Jetzt wird alles gut, nicht wahr?« flüsterte Fauna.

Manfred Hauer nickte ihr lächelnd zu.

Schmunzelnd verließ Dr. Himmert den Raum und sagte draußen zu Mike Chester:

»Komm, alter Junge, das ist nichts für uns Raketenleute. Bleiben wir lieber bei unseren Brennkammern.«

ENDE

Als Band 25 der Reihe

UTOPIA BESTSELLER

erscheint:

Brennpunkt Venus

von K. H. Scheer

Der erste Kontakt zwischen Menschen und Außerirdischen ist vor Jahresfrist erfolgt. Die Kette von Irrtümern, die fast zur Vernichtung der Erde geführt hatte, ist zerrissen, und Menschen und Fremde sind zu Freunden geworden.

Dennoch ist seit den Tagen der tödlichen Gefahr aus dem All keine Ruhe auf Terra eingekehrt. Ein Diktator, der mit allen Mitteln nach der Weltherrschaft strebt, ist dafür verantwortlich. Er versucht, Außerirdische ins Spiel zu bringen, um sein Ziel zu erreichen.

(Vorgeschichte in Band 24 - Stern der Rätsel)